

LESEPROBE

Hanni Münzer

Honigtot

Roman

Weitere Bücher der Autorin:

DIE SEELENFISCHER-TETRALOGIE

Band 1: Die Seelenfischer

Band 2: Das Hexenkreuz

Band 3: Die Akte Rosenthal – Teil 1

Band 4:Finale! - Die Akte Rosenthal – Teil 2

Deutsche Erstausgabe 2014

© Copyright 2014 für die deutschsprachige Ausgabe:

Hanni Münzer

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung bedarf der ausschließlichen Zustimmung der Autorin.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Verwertung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bildnachweis /Idee/Gestaltung

© i-stock Photo/HM/Mike Beuke-Coolcad

Korrekturat: M.W.T./Lux

Ausführliche Informationen finden Sie auf:

www.hannimünzer.de

Für Simon

- einen kleinen Engel, der viel zu kurz auf dieser Erde weilte.

HONIGTOT

Einst ein Volk rührig schmatzend,
nimmersatt Blüten schatzend.

Im Bund mit der Natur,
süß und bernsteingolden, Beute pur.

Dem Himmelsgott die Freude lacht,
über allem die stolze Königin wacht.
Deborah, der Majestäten Name war,
schön und klug und unnahbar,
ungerührt von der Sonne Glanz,
verfolgt sie der Scharen munteren Tanz.

Plötzlich, dort: ein fremder Duft,
welch zwielicht´ Geschöpf kündigt die Gruft?
Mensch, Henker der Natur, der alles entleibt,
der goldene Schwarm auf immer schweigt.

Allein die Königin der Metzelei entkam,
sinnenwirr auf Rache sann.
Feindes Werk sie vollendet ohne Not
und wählt´ für sich den bitt´ren Tod.

Bis heute dunkle Schatten ragen,
die verlorenen Himmel von einst beklagen.
Einst hoffnungsfrohes Volk - entseelt und starr,
wem Vergeltung mehr gilt als das Leben - der ist ein Narr.

Raffael Valeriani

*Anfangs ist der böse Trieb wie ein Vorübergehender, dann wie ein Gast und zuletzt wie ein
Hausherr.*

Talmud Bavli Sukka 52

Prolog

Es heißt, dass die Last der Wahrheit mehr wiegt, als Gott selbst je zu tragen vermag.

Dabei folgt die Wahrheit stets ihrer eigenen Physik. Wenn man es am allerwenigsten erwartet, steigt sie wie eine Wasserblase an die Oberfläche und klagt uns an.

Meiner Familie widerfuhr dies, als meine Großmutter starb und meine Mutter am selben Tag spurlos verschwand.

Ausgelöst wurden die Geschehnisse durch den vergilbten Inhalt einer vergessenen Schachtel.

Die Vergangenheit hatte uns eingeholt.

Teil 1

Gegenwart

Felicity

Kapitel 1

Seattle, Washington, USA, Mai 2012

„Und du bist dir wirklich sicher, dass du das Richtige tust?“, fragte Olivia ihre Freundin. Es war das gefühlt hundertste Mal innerhalb der letzten Stunde. Inzwischen hatte sich der Ton ihrer Entrüstung etwas abgenutzt. Ebenso wie das Interesse ihrer Freundin Felicity, darauf zu reagieren.

Felicity konzentrierte sich stattdessen, einen Koffer von biblischen Ausmaßen – ein Geschenk ihrer so weltfremden wie unpraktischen Mutter – mit ihren Habseligkeiten zu füllen.

Olivia lag bäuchlings auf dem Bett und knabberte an einem Apfel, während sie das Tun ihrer Freundin mit finsterner Miene verfolgte.

Felicity ahnte, dass Olivia nicht lockerlassen würde. Und richtig: „Ich kann es einfach nicht fassen, dass du mir das antust. Und das Ganze auch noch heimlich hinter meinem Rücken einzufädeln! Was hast du dir bloß dabei gedacht?“

Das also war der eigentliche Knackpunkt. Felicity unterdrückte ein Lächeln. Nicht, *was* sie tat, ärgerte Olivia, sondern dass sie es geschafft hatte, es vor ihr, ihrer besten Freundin und nebenbei dem neugierigsten Menschen auf diesem Planeten, geheim zu halten.

Felicity ignorierte den Einwand wie alle anderen zuvor und rief: „Fertig!“ Schwungvoll schloss sie den Koffer. Das Geräusch des zufallenden Deckels hatte etwas Endgültiges. Ende der Diskussion.

Nicht für Olivia. „Hast du eigentlich auch nur eine Minute lang an Richard gedacht?“, holte sie nun ihren Trumpf hervor.

Felicity fuhr herum. Damit hatte Olivia tatsächlich an ihren wunden Punkt gerührt. *Richard*. Verlässlich, begabt, mit glänzenden Aussichten und auch noch gutaussehend. Olivias Bruder war zehn Jahre älter als sie und bereits ein anerkannter Chirurg, während die Tinte auf dem Diplom der beiden frischgebackenen Ärztinnen noch kaum getrocknet war.

Die gesamte weibliche Belegschaft des Seattle Children's Hospital lag ihm zu Füßen. Und sie, Felicity, war gerade dabei, ihn zu verlassen und einen ganzen Kontinent zwischen ihn und sich zu bringen.

„Er liebt dich wirklich, weißt du?“ Olivia klang jetzt ganz sanft.

„Ich weiß.“ Er hatte es ihr gesagt. Gestern, als sie sich von ihm verabschiedet hatte. Richard wollte nicht, dass sie ging. Er hatte alles versucht, sie zum Bleiben zu bewegen, hatte ihr sogar einen Antrag gemacht. Sie konnte und wollte jetzt nicht an sein trauriges Gesicht denken, an die Enttäuschung in

seinen Augen, als sie abgelehnt hatte. Die Trennung von ihm zerriss ihr beinahe das Herz. Es fühlte sich an, als schlug seit gestern ein unförmiger Klumpen in ihrer Brust. Sie verstand sich selbst nicht, und doch konnte sie nicht anders.

So war es schon immer gewesen. Eine innere Rastlosigkeit trieb sie stetig weiter. Mittlerweile zweifelte sie daran, dass sich das je ändern würde. Sie hatte gehofft, diesem inneren Zwang zu entkommen, wenn sie ihr großes Ziel, Ärztin zu werden, erst einmal erreicht hatte. Doch je näher das Ende des Studiums und die Prüfungen gerückt waren, umso stärker war der Drang geworden, wieder eine neue Richtung einzuschlagen, auszubrechen aus ihrem geregelten Leben.

Dabei wünschte sie sich nichts sehnlicher, als irgendwo anzukommen und sich einen festen Platz im Leben zu erobern. Und doch agierte sie stets entgegengesetzt, einer zwanghaften Unruhe unterworfen, die direkt aus ihrer Seele zu kommen schien. Es war, als wünsche sie sich zwar das eine Leben, müsse aber ein anderes führen, gefangen in der ewigen Zwiesprache mit sich selbst. Sie hatte versucht, es Richard zu erklären. Aber wie konnte man etwas erklären, das man selbst nicht richtig verstand? Sie war kläglich gescheitert und Richard schließlich gegangen.

Ohne ergründen zu können, woher der melancholische Satz kam, dachte sie: *Ich werde das Land der Liebe niemals betreten*. Er hinterließ in ihr ein Gefühl der Verlorenheit und den schalen Geschmack von Angst.

„Was hast du gerade gesagt?“ Olivia sah ihre Freundin verblüfft an.

Felicity war nicht klar gewesen, dass sie die Worte offenbar laut ausgesprochen hatte. Plötzlich wusste sie, was, oder besser, *wer* sie ihr eingegeben hatte. Ihre Großmutter hatte sie vor vielen Jahren zu ihr gesagt, kurz bevor sie an Alzheimer erkrankt war. Eigenartig, dass der Satz ihr gerade jetzt in den Sinn gekommen war. Andererseits auch wieder nicht: Ihre Großmutter war vor sechs Tagen im Alter von 87 Jahren gestorben. Ihr Tod war nicht nur für die Erkrankte, sondern auch für die ganze Familie eine Erlösung gewesen.

Wegen der Beerdigung hatte Felicity ihren Flug nach Kabul verschoben, wo sie für die Hilfsorganisation `Doctors for the World` arbeiten würde.

Felicitys Handy klingelte. Das musste ihre Mutter Martha sein. Eigentlich hätte sie schon längst hier sein müssen. Ihre Mutter hatte darauf bestanden, ihre Tochter persönlich zum Flughafen zu fahren.

Felicity seufzte. Ihr graute bereits vor der knapp einstündigen Fahrt, die ihre Mutter garantiert für einen neuerlichen Versuch nutzen würde, ihr das Vorhaben auszureden. *„Lieber Gott, ausgerechnet Afghanistan! Du musst verrückt sein, Felicity, wirklich. Hast du so lange studiert, nur um anschließend am Ende der Welt mit einem Schleier herumzulaufen? Wie kannst du nur! Ganz zu schweigen davon, dass sich die Taliban da ständig in die Luft sprengen. Furchtbar!“*

Am Telefon war nicht ihre Mutter, sondern ihr Vater. Seit einem Schlaganfall vor einem Jahr saß er im Rollstuhl. Doch er hatte sich inzwischen gut erholt und würde bald nicht mehr darauf angewiesen sein. „Hallo, Kleines“, begrüßte er sie. „Sag, ist Mom bei dir?“

„Hi, Dad. Nein, eigentlich wollte ich gerade bei euch anrufen und fragen, wo Mom so lange bleibt. Wann ist sie denn losgefahren?“

„Das ist ja das Merkwürdige. Sie scheint heute Nacht gar nicht nach Hause gekommen zu sein. Das hat sie noch nie gemacht. Ich hatte eigentlich gehofft, dass sie bei dir wäre.“

„Wie bitte? Mom ist nicht nach Hause gekommen?“ Felicity konnte es nicht glauben. Ihre Mutter mochte ihre Schwächen haben, aber sie war die Zuverlässigkeit in Person und würde ihren Vater ganz sicher nicht über Nacht allein lassen, erst recht nicht seit seinem Schlaganfall.

„Könnte sie dich angerufen haben, und du hast es vielleicht nicht gehört?“

„Nein, ich habe den Anrufbeantworter abgehört. Kein Anruf, keine Nachricht. Und ihr Mobiltelefon hat sie auch ausgeschaltet. Wo kann sie nur sein?“

„Wo wollte sie denn gestern hin? Vielleicht zu einer Komitee-Sitzung? Dort kann man doch sicher anrufen?“ Ihre Mutter war in mehreren Wohltätigkeitsvereinen aktiv, es war ihr Lebensinhalt, sich um andere zu kümmern. Nur nicht um ihre eigene Familie, schoss es Felicity durch den Kopf. *Halt, sei nicht ungerecht*, schalt sie sich sofort. In den letzten Jahren war es sehr viel besser mit ihr geworden.

„Nein, sie war auf keiner Sitzung. Deine Mutter hat gestern Mittag einen Anruf aus dem Pflegeheim erhalten. Sie haben sie gebeten zu kommen, um das Zimmer deiner Großmutter zu räumen. Es würde dringend für den nächsten Patienten gebraucht werden, hieß es.“

„Hast du dort schon angerufen?“

„Natürlich. Sie sagten mir, sie wäre höchstens eine halbe Stunde am Nachmittag da gewesen und dann wieder gegangen. Ein Pfleger will sie dabei beobachtet haben, wie sie mit einer Schachtel unter dem Arm davongestürzt ist.“

„Davongestürzt? Mom? Ehrlich, das klingt nicht nach ihr.“

„Nein, und es sieht ihr auch gar nicht ähnlich, dass sie sich nicht meldet. Meinst du, es ist ihr etwas passiert? Ein Autounfall vielleicht?“

Felicity hörte die Ängstlichkeit in der Stimme ihres Vaters.

„Dann hätten wir ganz sicher schon davon erfahren. Weißt du was, Dad? Ich komme zu dir rüber. Dann rufen wir erst mal die Mitglieder der verschiedenen Komitees an. Sicher gibt es eine harmlose Erklärung. Vielleicht ist sie wieder einmal in einem ihrer Buß- und Bet-Marathons versunken und hat dabei alles um sich herum vergessen.“ *Oder das ist Moms neuester Trick, um mich vom Abflug nach Kabul abzuhalten ...*

„Aber was ist mit deinem Flug?“, fragte ihr Vater prompt.

„Kein Problem, den kann ich noch mal verschieben. Mein Dienst beginnt erst in einer Woche. In einer halben Stunde bin ich da. Du kannst inzwischen ja weiter versuchen, Mom mobil zu erreichen. Bis gleich, Dad.“

„Habe ich das gerade richtig verstanden? Deine Mutter ist verschwunden?“, fragte Olivia ungläubig.

„Ja, anscheinend schon seit gestern Nachmittag. Jedenfalls hat sie sich seitdem nicht mehr bei Vater gemeldet. Die beiden schlafen seit seinem Schlaganfall in getrennten Zimmern. Mein Vater geht oft sehr früh ins Bett. Die vielen Medikamente, die er nehmen muss, machen ihn müde. Darum hat er ihre Abwesenheit wohl erst heute Morgen bemerkt.“

Olivia sprang vom Bett auf und entsorgte den angebissenen Apfel. „Komm, ich fahre dich rüber. Jetzt bin ich auch neugierig geworden, was mit deiner Mutter los ist.“

Unterwegs sagte Olivia nachdenklich: „Du hast vorhin Marthas Buß-Marathons erwähnt. Fürchtest du, es geht wieder los?“ Die beiden Freundinnen kannten sich seit dem Kindergarten, daher wusste Olivia schon seit vielen Jahren, was es mit den eigenartigen Frömmigkeitsanfällen von Felicitys Mutter auf sich hatte. „Sag, wann genau war denn das letzte Mal? Das ist doch schon länger her, oder?“, erkundigte sich Olivia weiter.

Felicity überlegte, dass es ungefähr acht Jahre her sein musste, dass sich die ehemalige Ordensschwester Martha Benedict zuletzt tagelang eingesperrt hatte, um Gott um Vergebung anzuflehen, weil sie ihn enttäuscht hatte. Zuvor war dies in regelmäßigen Abständen ungefähr alle sechs Monate geschehen. Zum ersten Mal kam ihr so richtig zu Bewusstsein, dass die früher geradezu fanatische Frömmigkeit ihrer Mutter von Jahr zu Jahr abgenommen hatte. Felicity runzelte die Stirn. Tatsächlich hatte die positive Entwicklung ihrer Mutter eingesetzt, als ihre Großmutter Maria wegen der fortschreitenden Alzheimer-Erkrankung ins Pflegeheim gemusst hatte. Das sagte sie Olivia jetzt und ergänzte: „Es wäre möglich, dass Großmutter Tod einen Rückfall bei ihr ausgelöst hat. Ich hoffe aber inständig, dass es nichts damit zu tun hat. Für Vater wäre das schlimm und würde nur wieder alte Wunden aufreißen. Er kommt sich dann immer vor, als hätte er Mom um ihr Leben betrogen.“

„Na ja, eigentlich hat eure Mutter doch euch um euer Leben betrogen. Mal ehrlich, ich habe dich und deinen Dad immer dafür bewundert, wie ihr ihre Marotten ausgehalten habt. Mir summt jetzt noch ihr *mea culpa, mea maxima culpa* im Ohr. Martha ist doch mindestens doppelt so fromm wie mein Bruder Fred. Und der ist immerhin Jesuit.“ Olivia hatte noch nie ein Blatt vor den Mund genommen.

Felicity verzog das Gesicht. Es war nicht das erste Mal, dass ihre Freundin dieses Thema anschnitt. Es stimmte, ihr Vater sah ihrer Mutter alles nach, weil er sie abgöttisch liebte. Er war fünfzehn Jahre älter als sie und die beiden hatten spät geheiratet. Felicity war ihr einziges Kind geblieben. Ihre Mutter hatte die vierzig bereits überschritten, als sich ein Baby angekündigt hatte. Mutter und Kind wären bei der Geburt beinahe gestorben, und Felicity hatte monatelang im Krankenhaus aufgepäppelt werden müssen. Auch das hatte Martha Benedict als Strafe Gottes dafür angesehen, dass sie damals aus dem Franziskanerinnen-Orden ausgetreten war, um ihren Vater Arthur zu heiraten. Felicity hoffte so sehr, dass es einen anderen Grund für das Verschwinden ihrer Mutter gab als einen Rückfall in alte Reuemuster.

Olivias betagter Peugeot bog nun in den Richmond Beach Drive ein und hielt vor dem Backsteinhaus von Felicitys Eltern. Felicity entdeckte ihren Vater in der offenen Haustür stehend. Schwer auf zwei Krücken gestützt, lehnte er am Türrahmen. Er trug keine Jacke, obwohl ein kühler

Wind von der Küste her wehte und ihm durch das weiße Haar fuhr. Das Haus lag direkt am Puget Sound, den nur ein schmaler Streifen Land vom Pazifik trennte. Felicity sparte sich die Ermahnung, dass er sich so nur erkälten würde, als sie in sein sorgenvolles Gesicht sah.

Sie führte ihn ins Haus zurück, und ihr Vater brachte die beiden jungen Frauen auf den neuesten Stand, der keiner war. Felicitys Mutter hatte sich immer noch nicht gemeldet, ihr Mobiltelefon war weiter abgeschaltet, und auch die Anrufe bei den verschiedenen Komitee-Mitgliedern, die ihr Vater zwischenzeitlich unternommen hatte, hatten nichts ergeben. Felicity checkte den Anrufbeantworter ein weiteres Mal, auch er hatte nichts aufgezeichnet. Ihr Vater besaß kein Mobiltelefon.

Sie erkundigte sich selbst noch einmal im Pflegeheim Woodhill und erhielt dieselbe Auskunft wie ihr Vater: Ihre Mutter sei höchstens eine halbe Stunde da gewesen und dann gegangen, ohne sich zu verabschieden. „Dieser Pfleger, der meine Mutter gesehen hat ... Könnte ich vielleicht kurz mit ihm sprechen? Vielleicht hat sie ja doch etwas zu ihm gesagt?“

„Nein“, antwortete die stellvertretende Leiterin des Heims kurz angebunden. „Mr Gonzalez ist unabhkömmlich. Aber ich weiß, dass er Ihre Mutter nur deshalb bemerkt hat, weil sie ihn fast umrannte und er dabei sein Tablett fallen ließ. Was ist jetzt bitte mit dem Zimmer Ihrer Großmutter? Wenn Sie es nicht bis morgen Mittag geräumt haben, müssen wir Ihnen einen weiteren Monat berechnen.“ Felicity verdrehte die Augen und bemühte sich um einen ruhigen Ton: „Es ist gut, ich kümmere mich darum.“ Nachdenklich legte sie auf.

„Und jetzt? Irgendwo muss deine Mutter doch sein. Und wenn ihr doch etwas passiert ist?“, fragte ihr Vater, dessen Sorgenfalten sich immer tiefer in sein Gesicht gruben. Felicity nahm seine Hand und drückte sie.

„Ich kontaktiere jetzt die Notaufnahmen der Krankenhäuser im Umkreis. Dann haben wir Gewissheit, okay, Dad?“

„Das kann ich doch machen, Felicity. Ruf du lieber bei der Telefongesellschaft an. Die können dir sicher sagen, wo das Mobiltelefon deiner Mutter zuletzt geortet wurde“, schlug Olivia vor und machte sich sofort an die Arbeit. Olivias Nachforschungen in den diversen Krankenhäusern ergaben zum Glück, dass keine Martha Benedict eingeliefert worden war.

Felicitys Anruf bei der Telefongesellschaft war ebenfalls aufschlussreich. Nachdem sie sich mit einigem Hin und Her ausreichend legitimiert hatte, teilte man ihr zu ihrer großen Überraschung mit, dass das Handy ihrer Mutter zuletzt am Vortag am Seattle/Tacoma-Flughafen eingeloggt gewesen war. „Was macht Mom am Flughafen?“, wunderte sich Felicity und sah von Olivia zu ihrem Vater.

„Vielleicht hat sie etwas verwechselt und dachte, du wärst schon gestern geflogen?“, meinte ihr Vater. Dabei schüttelte er den Kopf, als wollte er selbst nicht daran glauben.

„Das kann ich mir kaum vorstellen. Außerdem ergibt das keinen Sinn. Sie wollte mich ja abholen und hinbringen.“

„Vielleicht hat sie sich zu einer spontanen Reise entschlossen?“ Das kam von Olivia.

„Aber sie hat doch nur ihre Handtasche mitgenommen. Wer verreist denn ohne Gepäck?“, warf Felicitys Vater ein.

„Du würdest dich wundern, Onkel Arthur“, erwiderte Olivia, die ihn seit jeher Onkel nannte. „Aber ich habe eine Idee: Wie wäre es mit der Kreditkartenabrechnung? *Follow the money!*“

„Wie bitte? Was heißt das?“ Er sah sie verwirrt an.

„Das heißt, dass Olivia zu viele Krimis im Fernsehen gesehen hat“, sagte Felicity. „Aber sie hat recht. Einen Versuch ist es wert. Ich rufe die Kreditkartengesellschaft an. Vielleicht hat Mutter ihre Karte kürzlich benutzt.“ Es folgte neuerliches Legitimierungs-Hickhack, aber da Felicitys Vater die Antwort auf die Sicherheitsfrage wusste, erhielt Felicity schließlich die gewünschte Information. Ihre Mutter hatte doch tatsächlich gestern am späten Nachmittag einen Flug nach Rom Fiumicino gebucht.

„Na also. Wen kennt deine Mutter in Italien?“, fragte Olivia.

„Niemanden“, antworteten Felicity und ihr Vater wie aus einem Mund. Sie sahen sich erstaunt an.

„Dann doch ein Rückfall?“

„Wie kommst du darauf?“

„Rom, Papst, Oberhaupt der katholischen Kirche. Na, klingelt es bei dir? *Mea culpa?* Hatte das deine Mutter nicht schon mal vor, direkt vor der höchsten irdischen Instanz um Vergebung zu bitten?“

„Oh, mein Gott“, entfuhr es Felicity und ihrem Vater wieder gleichzeitig.

„Amen“, ergänzte Olivia trocken.

Am nächsten Mittag stand Felicity in der Abflughalle des Flughafens Seattle/Tacoma. Statt eines Tickets nach Kabul hielt sie nun eins nach Rom in der Hand.

Inzwischen wusste sie, dass ihre Mutter keinen Reue-Rückfall gehabt hatte. Nein, Martha Benedict hatte eine Reise in die Vergangenheit ihrer verstorbenen Mutter angetreten.

Felicity war nach dem Besuch bei ihrem Vater mit Olivia nach Woodhill gefahren. Irgendetwas hatte sie dorthin gezogen und ihr gesagt, dass sie dort Antworten finden würde.

Olivia und sie hatten das Zimmer ihrer Großmutter nochmals gründlich durchsucht und nichts gefunden. Mehr und mehr kreisten Felicitys Gedanken um die geheimnisvolle Schachtel, mit der ihre Mutter das Pflegeheim angeblich so überstürzt verlassen hatte. Hatte der Inhalt der Schachtel etwas mit dem rätselhaften Verschwinden ihrer Mutter zu tun? Später hatte sie auch noch kurz mit dem Pfleger sprechen können, einem älteren Mexikaner.

Seine Schilderung hatte nicht zur ihrer Beruhigung beigetragen. Ihre Mutter habe ausgesehen, als sei der Leibhaftige persönlich hinter ihr her gewesen, erzählte der Pfleger und zog ein zerknülltes Stück Papier aus seinem Kittel. „Hier, das hat Ihre Großmutter in der Hand gehalten, als sie starb. Ich wollte es gestern schon Ihrer Mutter geben, aber es war ja keine Gelegenheit mehr dazu.“

Felicity strich das Papier glatt, das sich als Zeitungsausschnitt entpuppte. Es zeigte eine Szene in einem Gerichtssaal, offenbar den Angeklagten. Leider war das Foto ohne die Bildunterschrift

ausgeschnitten worden. Dabei war es weniger der Mann, der Felicity interessierte, als vielmehr die Frau im Hintergrund des Fotos. Sie hatte in ihr ihre Großmutter erkannt. Sie saß in der ersten Zuschauerreihe und hielt den Blick starr auf den Angeklagten gerichtet. Felicity hatte noch nie so viel tödlichen Hass in einem Gesicht gesehen. Der Kleidung des Mannes und dem Alter ihrer Großmutter nach zu urteilen, musste der Ausschnitt aus den 60er-Jahren stammen. Wer war der Mann? Warum hatte sich ihre Großmutter für ihn interessiert? Aus der Rückseite der Abbildung wurde sie auch nicht schlau. Der Zeitungsausschnitt schien Teil einer Todesanzeige zu sein. Allerdings verfasst in einer Sprache aus Zeichen, die sie nicht kannte. Sie vermutete, dass es Hebräisch war. Wenn das stimmte, wie war ihre Großmutter dann auf ein Bild in einer israelischen Zeitung geraten?

Felicity wusste, dass es wenig Sinn hatte, sich an die Polizei zu wenden. Ihre Mutter war eine erwachsene Frau und konnte reisen, wohin sie wollte und wann sie wollte. Ohne lange zu zögern, hatte sie daher beschlossen, ihr zu folgen und sie selbst zu suchen. Natürlich sorgte sie sich um ihre Mutter, aber ebenso grollte sie ihr, weil sie ihren Vater einfach im Stich gelassen hatte und ohne ein Wort verschwunden war. Ihr Vater würde keine ruhige Minute mehr haben, bis er nicht von ihr oder ihrer Mutter gehört hatte. Olivia hatte Felicity versprochen, sich während ihrer Abwesenheit um ihn zu kümmern. Die Reise nach Kabul um einige Tage zu verschieben war kein Problem gewesen.

„Warte, Felicity!“, hörte sie jetzt jemanden nach ihr rufen. Sie drehte sich um und sah, wie Richard, ihr Beinahe-Verlobter, mit schnellen Schritten auf sie zukam.

„Wie schön, dass ich dich noch erwische, Felicity.“ Er umarmte und küsste sie ausgiebig zur Begrüßung, als hätten sie sich gestern nicht getrennt. Dann ließ er sie los und bedachte sie mit dem Lächeln, das sie so sehr an ihm liebte. „Entschuldige, alte Gewohnheit.“ Richard schien wegen des Kusses nicht im Geringsten verlegen, im Gegensatz zu Felicity. Sie hatte ihn spontan erwidert. Dabei hatte sie sich doch fest vorgenommen, ihm keine weiteren Hoffnungen zu machen! Richard sollte frei sein für eine neue Liebe. Wie es schien, war ihr Herz weit weniger konsequent als ihr Verstand. Warum war er hier? Sie fühlte sich nicht stark genug für eine Wiederholung der Szene vom Abend zuvor.

Richards Anwesenheit erklärte sich mit dem nächsten Satz: „Olivia hat mir gestern Abend noch alles erzählt. Sie meinte, deine Mutter hätte eine Art Midlife-Crisis und wäre tatsächlich ohne ein Wort nach Rom verschwunden? Einfach so? Merkwürdig, Spontaneität ist nichts, was ich mit Martha Benedict je in Verbindung gebracht hätte. Und du hast beschlossen, ihr hinterherzureisen?“

Gott sei Dank, dachte Felicity erleichtert. Richard war hier wegen ihrer Mutter, nicht, um sie zurückzuhalten, weil er dachte, sie flöge nach Kabul. „Ja, ich mache mir Sorgen um sie. Du weißt ja, wie sie sein kann. Sie war noch nie in Europa, spricht kein Italienisch, höchstens ein wenig Latein, und soviel ich weiß, kennt sie dort auch keine Menschenseele.“

„Und was hast du jetzt vor? Wie willst du sie finden? Rom ist groß.“

„Ehrlich gesagt habe ich keinen blassen Schimmer. Obwohl es wahrscheinlich wenig nutzen wird, werde ich mich zuerst einmal an die italienische Polizei wenden. Mehr Hoffnungen setze ich aber auf die Bank und die Kreditkartengesellschaft meiner Mutter. Die haben sich nämlich bisher als sehr entgegenkommend erwiesen. Daher weiß ich, dass Mutter noch am Flughafen in Rom Geld abgehoben hat. Das ist wenigstens eine Spur. Es bedeutet ja vor allem, dass sie sicher dort angekommen ist. Sobald sie das nächste Mal ihre Kreditkarte benutzt, werde ich informiert.“

„Hier, ich habe etwas für dich, einen Namen und eine Telefonnummer in Rom!“ Richard drückte ihr einen Zettel in die Hand. „Ich habe heute früh mit meinem Bruder Fred gesprochen, und er hat mir einen Pater namens Lukas von Stetten genannt. Fred hat vier Semester mit dem Mann in München studiert. Pater Lukas ist Jesuit und lebt seit einigen Monaten in Rom. Ich habe gestern Abend mit ihm telefoniert.“

„Gestern Abend? Dann hast du den armen Mann mitten in der Nacht aus dem Bett geholt?“ Wie um sich zu vergewissern, sah Felicity auf ihre Uhr.

Richard lächelte wieder sein unwiderstehliches Lächeln. „Bruder Fred sagte, das sei schon in Ordnung. Priester seien 24 Stunden im Gottes-Einsatz. Und Pater von Stetten hat tatsächlich zugesagt, dich in Rom vom Flughafen abzuholen. Er wird dich bei deiner Suche unterstützen.“

„Danke, ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll. Du beschämst mich. Du bist so ein Schatz, und ich ...“ Sie führte den Satz nicht zu Ende. Im Grunde war alles gesagt, und es gab nichts, was sie noch hätte hinzufügen können, was es einfacher für sie beide machen würde. Stattdessen hob sie sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf die Wange. „Grüß Fred von mir.“

Richard hielt sie einen Moment fest und drückte sie an sich. Dann ließ er sie abrupt los. „Viel Glück, und melde dich, ja?“

„Natürlich.“ Sie ging. Dann drehte sie sich noch einmal um. „Wie erkenne ich Pater von Stetten?“

„Ganz einfach“, Richard grinste. „Halte einfach nach dem attraktivsten Mann weit und breit Ausschau.“

Kapitel 2

Rom, Italien

Dreizehn Stunden später landete das Flugzeug in Fiumicino.

Es war später Vormittag und Italien zeigte sich von seiner besten Seite: Die Sonne strahlte, der Himmel leuchtete postkartenblau.

Da Felicity nur mit Handgepäck reiste, verließ sie die Gepäckhalle als eine der Ersten. Der Airbus war ausgebucht gewesen, und eine große Menschenmenge erwartete die Passagiere hinter der Absperrung im Ankunftsterminal. Felicity suchte die Gesichter der männlichen Wartenden ab. Die einzig gut Aussehenden waren zu jung, und eine Soutane trug auch niemand. Ihr fiel ein, dass sie Richards Bruder Fred selten in seiner Soutane gesehen hatten. Trugen Jesuiten in Rom Soutane? Sie wusste es nicht. Warum hatte sie nicht gefragt?

Dann sah sie doch noch einen sehr gut aussehenden jungen Mann, der sich durch die Menge nach vorn drängte. Doch dann entdeckte sie, dass er rechts und links jeweils ein kleines Kind an der Hand hielt. Ihm auf dem Fuße folgte ein dicker Mann in schreiend bunter Kleidung. Felicity musste beim Anblick seiner grünen Shorts und des rosa Hemdes spontan an Richards letztes Halloween-Kostüm denken. Er hatte sich als Wassermelone verkleidet. *Hör endlich auf, ständig an Richard zu denken!*, ermahnte sie sich selbst.

Sie angelte nach dem Zettel mit der Telefonnummer, den er ihr gegeben hatte. Sie würde noch ein wenig warten und Pater von Stetten dann anrufen. Sicher war er aufgehalten worden. Plötzlich bemerkte sie, dass der Wassermelonen-Mann versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er winkte mit einem Taschentuch, mit dem er sich eben noch über die Stirn gewischt hatte. Felicity sah sich um, ob er auch wirklich sie meinte. Er winkte wieder. Ohne Zweifel, er meinte sie. Sie ging auf ihn zu.

„Sind Sie Signora Felicity Benedict?“, fragte er in etwas unsicherem Englisch.

„Äh, ja? Sind Sie Pater von Stetten?“ Sie starrte in sein rotes Gesicht. *Da hatte sich Richard aber einen netten Scherz mit ihr erlaubt.*

„Leider nein. Pater von Stetten wurde heute Morgen in einer dringenden Angelegenheit vom Bischof nach Bamberg beordert. Er hat mich stattdessen geschickt. Ich bin Pater Simone Olivieri. Willkommen in Rom, Signora Benedict.“ Er streckte ihr die Hand entgegen.

Felicity ergriff verwirrt seine verschwitzte Rechte. „Vielen Dank. Aber woher wussten Sie, dass ich es bin?“

„Pater Lukas meinte, Ihr Verlobter habe Sie ihm sehr eindeutig beschrieben: Ich solle nach der schönsten Frau am Flughafen Ausschau halten. Sie sehen, kein Hexenwerk.“ Pater Simone lächelte sie verschmitzt an.

Felicity lächelte zurück. Ihr gefiel der dicke Pater. „Das ist wirklich nett von Ihnen, dass Sie mich abholen.“

„Aber gerne. Ist das alles an Gepäck, was Sie haben?“ Er sah erstaunt auf ihren kleinen Rollkoffer. Offenbar hatte er noch nie eine reisende Frau mit so wenig Gepäck gesehen. Felicity konnte nicht ahnen, dass der Pater mit fünf Schwestern gesegnet war, deren Gepäckumfang bei ihren Besuchen in Rom dem eines mittleren Umzugs gleichkam.

„Ja, ich hoffe darauf, meine Mutter bald zu finden. Wenn ich mehr Zeit benötigen sollte, kann ich immer noch etwas besorgen.“

„Gut, dann fahren wir zunächst zu Ihrem Hotel und checken Sie ein. Haben Sie sich schon überlegt, was Sie als Erstes unternehmen möchten?“, fragte er, während sie das Terminal verließen und in die warme Maisonette hinaustraten.

„Ja, ich dachte, ich könnte bei der Polizei vorsprechen. Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, eine Anfrage in den römischen Hotels zu starten. Irgendwo muss meine Mutter ja heute Nacht geschlafen haben. Sie ist gestern Mittag hier angekommen.“

„Gut, wie heißt Ihr Hotel?“

„Hotel Visconti.“ Felicity wollte ihre Hotelbuchung hervorziehen, aber Pater Simone meinte: „Lassen Sie ruhig, ich kenne es. Es befindet sich im Centro Storico, in der Nähe der Piazza del Popolo.“

Nachdem Felicity eing_checked hatte, fuhr Pater Simone sie zur nächsten Polizeistation auf der Piazza Trinità dei Pellegrini.

Der Polizist war sehr verständnisvoll und freundlich, sah sich aber außerstande, eine Anfrage an alle römischen Hotels zu stellen. „Tut mir leid, Signora“, übersetzte ihr Pater Simone, „aber Ihre Mutter gilt nicht als vermisst. Eine Anzeige liegt auch nicht vor, und Sie sagten ja selbst, dass Sie keinen Grund hätten, von einem Verbrechen auszugehen. Warten Sie doch einfach, bis Ihre Mutter sich von selbst bei Ihnen meldet, Signora. Ansonsten würde ich Ihnen raten, sich an die amerikanische Botschaft in der Via Veneto zu wenden. Arrivederci.“

„So habe ich mir das gedacht“, kommentierte Pater Simone und fuhr sich erneut mit dem Taschentuch über die Stirn. „Römische Beamte. Bloß keine Verantwortung übernehmen und die Arbeit möglichst delegieren. So wird das nichts mit *Forza Italia*.“

„Und was machen wir jetzt?“ Felicity verharrte unschlüssig auf der Treppe der Polizeistation.

„Jetzt gehen wir erst einmal etwas essen und dann besprechen wir unser weiteres Vorgehen. Ich habe da eine Idee. Aber kommen Sie, wir gehen in die Trattoria da Gino. Es ist zu Fuß nicht weit.“

Felicity verspürte wenig Appetit, aber der Pater hatte das Essen derart enthusiastisch angekündigt, dass sie nicht das Herz hatte, es ihm abzuschlagen. Der Wirt, Gino, hatte Pater Simone wie einen alten

Freund begrüßt und sich vor Freude fast überschlagen, dass Pater Simone eine *bella signorina* mitgebracht hatte. Gefühlt alle fünf Minuten tänzelte er um ihren Tisch herum und fragte Felicity, ob es ihr schmecke.

Felicity bemühte sich, von allem wenigstens die Hälfte zu essen, während Pater Simone mit gutem Appetit zugriff und auch der Flasche Rotwein reichlich zusprach. Felicity nippte nur an ihrem Glas. Sie spürte, dass sich eine Migräne ankündigte, Rotwein am Mittag würde es sicher verschlimmern. Bereits bei der *Pasta e fagioli*, die als *Primo* serviert wurde, konnte Felicity ihre Ungeduld nicht mehr zügeln und fragte Pater Simone nach seiner Idee. Der stopfte sich eben umständlich die Serviette in den Hemdausschnitt. Nun sah er sie an. „Pater von Stetten hat mich darüber informiert, dass Ihre Mutter sehr fromm ist und viel Zeit im Gebet verbringt. Falls sie dazu eine Kirche aufsucht, habe ich mir Folgendes ausgedacht: Wenn Sie ein Foto Ihrer Mutter hätten, könnte ich es vervielfältigen lassen und an meine Brüder in den Kirchen verteilen, damit sie nach Ihrer Mutter Ausschau halten.“

„Das ist eine hervorragende Idee. Natürlich habe ich ein Foto.“

Pater Simone griff nach seinem Löffel. „Und jetzt probieren Sie. Gino macht die beste *Pasta e fagioli* von Rom. Und machen Sie sich keine Sorgen, Signorina Benedict. Wir finden Ihre Mutter.“

Kapitel 3

Das Foto zu vervielfältigen war dann gar nicht mehr nötig.

Noch während Gino die Espressi servierte, meldete sich die Kreditkartengesellschaft bei Felicity und gab ihr den Namen des Hotels durch, in dem ihre Mutter abgestiegen war. Pater Simone und Felicity machten sich sofort auf den Weg zur genannten Adresse in die Via della Conciliazione.

Am Empfang wies sich Felicity als Tochter von Martha Benedict aus. Laut Rezeptionistin befand sich ihre Mutter auf ihrem Zimmer, denn die Schlüsselkarte, die für die elektrische Versorgung benötigt wurde, war aktiviert. Allerdings reagierte Martha nicht auf den Anruf. „Es könnte sein, dass Signora Benedict gerade duscht oder sich die Haare föhnt und das Klingeln nicht hört“, meinte die Hotelangestellte dazu.

Felicity zügelte ihre Ungeduld. „Gut, dann warten wir zehn Minuten und versuchen es noch einmal. Wenn sich meine Mutter dann immer noch nicht meldet, könnten wir dann vielleicht nachsehen? Nur um sicher zu gehen, dass alles in Ordnung ist?“

„Natürlich.“

In diesem Moment öffnete sich die Aufzugstür, und eine ältere Asiatin im Reinigungskittel schob ihren Servicewagen zur Rezeption. Sie sprach mit der jungen Frau, und es entspann sich eine kurze Diskussion, aus der Felicity nur den Namen ihrer Mutter heraushörte. Fragend sah sie Pater Simone an.

„Wie es scheint, hängt das Schild ‚Bitte nicht stören‘ schon seit gestern Abend an der Zimmertür Ihrer Mutter.“ Er wandte sich an die Dame am Empfang und sagte bestimmt: „Ich denke doch, dass wir gleich nachsehen sollten. Vielleicht ist die Dame krank und benötigt einen Arzt?“

Die Hotelangestellte nickte, rief eine Kollegin aus dem Büro, damit sie für sie übernehme, und führte sie zum Fahrstuhl.

Kurz darauf standen sie vor der Tür mit der Nummer 212 und klopfen. Keine Reaktion. Felicity rief nach ihr. Nichts. „Bitte, machen Sie uns die Tür auf?“ Felicity wurde ungeduldig.

Die Angestellte zögerte nun nicht mehr, sondern öffnete mit der Generalschlüsselkarte die Tür. Felicity betrat das Zimmer als Erste und starrte auf das unerwartete Chaos, das sich ihren Augen bot. Jede erdenkliche Fläche des Zimmers war mit Zeitungsartikeln und Papierschnipseln übersät. Das meiste war zerrissen und einiges auch wieder zusammenklebt worden. Es sah aus wie ein riesiges Puzzle. Ihre Mutter kniete auf dem Bett, das ebenfalls mit Papierschnipseln bedeckt war, und blätterte in einem kleinen Notizbuch. Die Haare hingen ihr wirr ins Gesicht, sie wirkte völlig abwesend. Sie

hatte nicht einmal bemerkt, dass jemand ihr Zimmer betreten hatte, und reagierte erst, als ihre Tochter sie am Arm berührte. Sie stieß einen erschrockenen Schrei aus.

„Mom! Ich bin es, Felicity!“

Martha starrte ihre Tochter an, als wäre sie eine Fremde. Dann seufzte sie und fuhr sich mit beiden Händen müde durchs Gesicht. Schließlich sagte sie leise: „Was machst du hier, Felicity?“

„Dich suchen. Dad und ich haben uns furchtbare Sorgen um dich gemacht. Du bist einfach so verschwunden. Was hast du dir nur dabei gedacht? Warum hast du Vater nicht wenigstens angerufen? Und was machst du hier überhaupt? Was sind das für Papiere?“ Obwohl Felicity erleichtert war, ihre Mutter so schnell gefunden zu haben, schlich sich bereits ein Vorwurf in ihre Stimme.

Ihre Mutter sah sich um, als würde sie das Chaos um sich herum erst jetzt wahrnehmen. Statt Felicitys Frage zu beantworten, strich sie sich durch ihr unordentliches Haar: „Ich muss furchtbar aussehen.“

„Das ist doch jetzt nicht wichtig. Hauptsache, es geht dir gut. Es geht dir doch gut?“

„Natürlich.“ Felicitys Mutter schwang sich schwerfällig vom Bett. Sie machte ein, zwei unsichere Schritte, schwankte und wäre beinahe gestürzt. Pater Simone fing sie auf und half ihr, sich wieder auf das Bett zu setzen. Felicity griff nach der Hand ihrer Mutter, fühlte den Puls und stellte befand: „Er ist viel zu niedrig. Wann hast du das letzte Mal etwas gegessen, Mom?“

„Ich weiß nicht“, kam die unsichere Antwort. „Gestern Morgen vielleicht?“

Pater Simone hatte bereits fürsorglich ein Glas mit Wasser gefüllt und reichte es Felicitys Mutter.

Die Rezeptionistin stand unschlüssig im Raum.

„Wäre es möglich, meiner Mutter eine leichte Mahlzeit aufs Zimmer zu bringen? Eine Suppe oder ein Omelett?“, wandte sich Felicity nun an sie. Die Hotelangestellte nickte und ging eilig hinaus.

Pater Simone überflog inzwischen die im Raum verteilten Zeitungsausschnitte. Auf die Schnelle konnte er nicht viel erkennen, aber sie schienen ihm zum Teil sehr alt zu sein. Der Kleidung auf einem der zusammengeklebten Bilder nach zu urteilen, stammte es eventuell aus den 20er-Jahren. Auf einem Sessel entdeckte er noch eine grüne Papiermappe mit einem Aktenzeichen darauf. Prozessakten? Dann fiel sein Blick auf das Notizbuch, in dem die Signora geblättert hatte, als sie den Raum betreten hatten. Es war auf den Boden gerutscht, als sie vorhin versucht hatte aufzustehen. Es lag nun auf der letzten Seite aufgeschlagen auf dem Teppich. Er hob es auf und erkannte die Schrift. *Hebräisch?*, wunderte er sich. Am Ende stand nur ein Wort. *MET*. Das hebräische Wort für *tot*. Was hatte das zu bedeuten?

„Können Sie das lesen?“ Felicitys Mutter fixierte ihn. Plötzlich war wieder Leben in ihren Augen.

„Äh, ja. Es ist Hebräisch.“

„Können Sie Hebräisch?“

„Ja, ich habe es studiert.“

„Können Sie es für mich übersetzen, bitte?“

„Es ist ein wenig viel auf einmal.“ Pater Simone blätterte das Buch rasch durch.

„Bitte, es ist sehr wichtig. Ich muss wissen, was da drin steht.“

„Wer hat das geschrieben?“, wollte Felicity wissen, die dem Wortwechsel gefolgt war.

„Ich vermute, dass es von deiner Großmutter stammt.“

„Großmutter konnte Hebräisch?“

„Offensichtlich.“

„Hast du das gewusst?“

„Nein, sie hat es nie erwähnt. Außerdem war sie keine Italienerin, sondern Deutsche, und ist erst nach dem Krieg nach Rom gekommen. Darum bin ich hier. Sie hat mich und Vater ihr Leben lang belogen und betrogen. Sie hat ihn damit in den Tod getrieben. Ich weiß es.“

„Was?“ Entsetzt sah Felicity ihre Mutter an. „Bist du verrückt geworden? Was erzählst du denn da?“

„Weil es wahr ist. Mutter ist schuld am Tod deines Großvaters.“

„Aber es hieß doch immer, Großvater hätte 1960 einen Autounfall gehabt!“

„Ja, aber nur, weil sie sich kurz vorher mit ihm gestritten und ihn dann aus dem Haus geworfen hat. Er ist in sein Auto gestiegen und gegen einen Baum gefahren. Ich glaube, er hat es mit Absicht getan.“

„Wie kannst du nur so etwas sagen, Mutter! Und woher willst du das wissen? Du warst doch damals noch ein Kind!“

„Ich war vierzehn, alt genug! Ich habe mich erst wieder richtig an die Geschehnisse am Todestag deines Großvaters erinnert, als ich die Schachtel mit dem Gedicht in Großmutterns Zimmer fand. Vermutlich hatte ich das alles verdrängt. Aber in dem Moment, als ich sein Gedicht für sie gelesen habe, war plötzlich alles wieder da. Hier“, ihre Mutter kramte ein kleingefaltetes Stück Papier aus ihrer Handtasche, „lies das. Es ist auf der Rückseite datiert. Dein Großvater hat es zwei Tage vor seinem Tod geschrieben.“

„*Honigtot*“, murmelte Felicity, nachdem sie das Gedicht zu Ende gelesen hatte. „Es klingt melancholisch und sehr traurig.“

„Das ist es auch. Dieser Streit damals war nicht ihr erster, das ging schon seit mehreren Tagen so. Dabei hat dein Großvater nie geschrien. Er war ein sanfter Mann, und bis dahin hatte ich nie erlebt, dass er seine Stimme gegen Mutter erhoben hätte. Er hat sie angebetet und wie eine Königin behandelt, so nannte er sie auch, ‚meine Bienenkönigin‘. Es ging damals immer wieder um dieselbe Sache. Sie schrie ihn an, er habe sie belogen und der Mann sei damals gar nicht gestorben und er habe sie um ihre Rache betrogen. Sie war völlig hysterisch deshalb. Vater wehrte sich, sagte immer wieder, er habe damals zuerst an das Kind denken müssen. Vor allem wollte er partout nicht, dass Mutter nach Israel flog. Ich erinnere mich noch, dass es um einen Prozess ging, bei dem sie unbedingt dabei sein und aussagen wollte. Vater hingegen hat behauptet, dass es ihr nicht um eine Aussage ginge, sondern nur darum, den Mann zu töten.“

„Welchen Mann?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich bin hier, um es herauszufinden.“

Erschüttert sank Felicity neben ihrer Mutter aufs Bett. *Ihre Großmutter hatte vorgehabt, jemanden zu töten, und ihr Großvater hatte sie daran hindern wollen?* Das alles ergab für sie keinen Sinn. „Und was macht dich so sicher, dass du gerade hier in Italien Antworten auf deine Fragen bekommst?“

„Weil in Rom alles angefangen hat. Hier haben sich dein Großvater und deine Großmutter kurz nach dem Krieg kennengelernt. Nicht in Seattle, wie sie immer behauptet haben. Eine weitere Lüge.“

Felicity sah ihre Mutter ungläubig an. „Woher weißt du das? Und warum hätten sie uns deshalb anlügen sollen?“

„In der Schachtel lag auch meine italienische Geburtsurkunde! So viel Latein kann ich, dass ich verstehe, was ein *Certificato di nascita* ist. Entgegen Mutters Behauptung wurde ich nicht in den Staaten geboren, sondern in Rom, in einem Gefängnis! Sie muss sich den amerikanischen Taufschein in den Nachkriegswirren erschlichen haben.“

„Großmutter soll dich in einem italienischen Gefängnis geboren haben?“ Es wurde immer verrückter. Hilfesuchend blickte Felicity zu Pater Simone. Der hatte die Augenbrauen hochgezogen und sah genauso ratlos aus wie sie.

„Allerdings“, beteuerte Felicitys Mutter. „Ich bin gleich gestern zu der Adresse gefahren, die auf der Urkunde vermerkt ist, aber da steht jetzt ein Wohnblock. Das Gefängnis wurde längst abgerissen. Mutter muss Großvater dort begegnet sein, er hat da gearbeitet, jedenfalls taucht sein Name auf einer Angestellten-Liste im Stadtarchiv von 1944 auf. Und er war offenbar nicht nur Arzt, sondern auch Priester.“ Martha Benedict klang erschüttert, als könne sie vor allem Letzteres noch immer nicht fassen.

„Woher in Gottes Namen willst du dies denn alles so genau wissen, Mom?“

„Von einer eifrigen Studentin, die sehr gut englisch spricht und im Stadtarchiv ein Praktikum macht. Leider konnte sie mir nicht sagen, warum Mutter im Gefängnis war, nur, dass sie ein Verbrechen innerhalb der Vatikanischen Mauern verübt haben soll. Darum hatte sie auch keine Akten hierzu, weil die sich im Vatikanischen Archiv befinden. Man muss einen Antrag stellen, um sie einzusehen. Das habe ich gleich morgen vor. Die junge Frau hat aber herausfinden können, dass der richtige Name deines Großvaters Raffael Valeriani lautete und nicht Ralph Valerian. Auf meiner italienischen Geburtsurkunde steht `Vater unbekannt`. Das bedeutet, dass der Mann, den ich bisher als meinen Vater angesehen habe, gar nicht mein Vater gewesen ist. Sie haben mich beide belogen. Ich muss herausfinden, wer mein richtiger Vater ist. Er ist der Grund, warum meine Mutter mich nie geliebt hat, ich weiß es. Mir ist natürlich klar, dass ich nicht so überstürzt hätte abreisen dürfen. Aber ich war völlig durcheinander und konnte nicht mehr klar denken.“

Felicity sah ihre Mutter fassungslos an. Plötzlich fiel ihr der Zeitungsausschnitt ein, den ihr der Pfleger gegeben hatte und den sie in ihrer Handtasche verwahrte. Handelte es sich bei dem Angeklagten auf dem Bild um den Mann, den ihre Großmutter 1960 laut ihrem Großvater hatte töten wollen? Hatte sie es womöglich sogar vorher schon einmal versucht? Ein furchtbarer Verdacht ergriff

Besitz von ihr, und Felicity überlegte, ob sie den Ausschnitt hervorholen und ihrer Mutter zeigen sollte.

Diese aber hatte sich bereits wieder von ihr abgewandt und sah nun Pater Simone durchdringend an. „Und, können Sie diesen Text für mich übersetzen?“ Es lag kein Flehen in ihrem Blick, vielmehr eine Aufforderung. Als sei es seine Pflicht, es zu tun. Sie brachte ihn damit in die Bredouille. Pater Simone überlegte, wie viele eigene Pflichten seiner die nächsten Tage harrten. Er hatte Prüfungen abzunehmen und eine wissenschaftliche Arbeit einzureichen, und das Jesuiten-Theater, dessen Leitung er innehatte, plante in Kürze eine Aufführung von Shakespeares *Sommernachtstraum*. Die Kulissen waren noch längst nicht fertig, in der Inszenierung gab es Unstimmigkeiten, sein Hauptdarsteller hatte sich eine böse Sommergrippe eingefangen, und er hatte bisher noch keinen Ersatz für ihn gefunden. Er konnte keine freie Minute für die Übersetzung erübrigen. Schon die wenigen Stunden, die er sich heute abgerungen hatte, drohten seinen gesamten Zeitplan zu sprengen. Nein, ausgeschlossen, er konnte wirklich keine Zeit für eine weitere gute Tat erübrigen. Er hörte sich antworten: „Sehr gerne, Signora Benedict. Aber ich werde ein paar Tage dazu brauchen. Inzwischen könnten Sie und Ihre Tochter sich ein wenig Rom ansehen? Ich werde mich bei Ihnen melden, sobald ich fertig bin. *Va bene?*“ Innerlich verfluchte er sich selbst. Neugier war wirklich sein größtes Laster. Die achte Todsünde. Aber da war noch etwas, was ihn hatte zustimmen lassen. Etwas, das über pure Neugierde hinausging.

Er war Seelsorger und hatte längst erfasst, dass das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter brüchig war. Es stand sehr viel Ungesagtes zwischen ihnen, als befänden sie sich auf den gegenüberliegenden Seiten eines Abgrundes. Falls das Rätsel ihres Konflikts in der Vergangenheit der Großmutter begründet lag, so würde er versuchen, ihnen eine Brücke zu bauen, indem er ihnen half, es zu lösen.

Kapitel 4

Fünf Tage später meldete sich ein völlig übernächtiger Pater Simone telefonisch bei Felicity. Er hatte für die Übersetzung alles andere stehen und liegen lassen und fast ununterbrochen daran gearbeitet. „Ist Ihre Mutter in der Nähe?“ Er flüsterte beinahe.

„Nein, sie ist kurz nach unten gegangen. Sie wollte ein paar Besorgungen machen.“ Felicity wunderte sich über seine Frage.

„Sehr gut. Ich bin mit der Übersetzung fertig. Und ich muss gestehen, die Zeilen haben mich tief erschüttert. Auf etwas Derartiges war ich nicht gefasst gewesen, Signorina Felicity. Aber ich kann und will der Geschichte nicht vorgreifen. Sie müssen das unbedingt selbst lesen, dann werden Sie verstehen, was ich meine. Die Aufzeichnungen stammen tatsächlich von Ihrer Großmutter, wie Ihre Mutter vermutet hatte. Haben Sie einen Laptop dabei?“

„Ja.“

„Gut, dann geben Sie mir bitte Ihre Mail-Adresse. Ich schicke Ihnen die Übersetzung als Dokument zu. Wenn ich Ihnen etwas raten darf: Lesen Sie es noch vor Ihrer Mutter und geben Sie mir Bescheid, sobald Sie damit fertig sind. Dann komme ich mit der Übersetzung vorbei und wir übergeben sie Ihrer Mutter gemeinsam. *Va bene?*“

Felicity stimmte allem zu, ohne weitere Fragen zu stellen, obwohl sie sich ein wenig über Pater Simones kryptisches Benehmen wunderte. Auch fürchtete sie sich jetzt eher vor der Geschichte ihrer Großmutter. Was mochte sie enthalten, das den Pater so verstört hatte?

In den letzten Tagen waren sie und ihre Mutter mit den Unterlagen aus der Schachtel so gut wie keinen Schritt weitergekommen. Sie hatten abgesehen von ein paar kurzen Spaziergängen, zu denen Felicity ihre Mutter mehr oder weniger hatte zwingen müssen, nicht einmal Zeit gefunden, Rom zu erkunden, sondern stattdessen fast ununterbrochen über den Zeitungsschnipseln gebrütet.

„Eines verstehe ich nicht, Mom“, hatte Felicity ihre Mutter gleich zu Anfang gefragt. „Warum hat Großmutter alles zerrissen, nur um es dann doch in einer Schachtel aufzubewahren? Warum hat sie die Sachen nicht gleich weggeworfen?“

Ihre Mutter hatte verlegen eingeräumt, dass sie es gewesen war, die im ersten Schock den Inhalt der Schachtel zerrissen hatte. Seufzend war Felicity zunächst daran gegangen, die zahllosen Schnipsel zu sortieren. Es waren ausschließlich Zeitungsausschnitte, keine Briefe oder anderen Dokumente. Alle waren auf Deutsch oder auf Italienisch verfasst, einige wenige in Hebräisch - Sprachen, die weder Mutter noch Tochter beherrschten.

Felicitys Versuch, einzelne Texte mit Hilfe einer Übersetzungssoftware im Internet zu übersetzen, hatte nur wirren Wortsalat hervorgebracht, was daran liegen mochte, dass die Texte zum Teil älter als siebzig Jahre waren. Weitere Stunden kostete es sie, einzelne Worte mit einem Wörterbuch zu übersetzen. Das Ergebnis war ebenso dürftig. Am Ende waren sie nicht schlauer als zuvor.

Das positive Ergebnis der gemeinsam verbrachten Tage war, dass sich Mutter und Tochter tatsächlich ein wenig nähergekommen waren. Weniger durch Worte, sondern vielmehr durch eine subtile atmosphärische Veränderung. Noch immer war für Felicity die Wandlung in ihrem Verhältnis nicht richtig greifbar. Es war eine schüchterne und vorsichtige Annäherung, als wären ihre Gefühle füreinander zerbrechlich wie feinstes Porzellan.

Mehrmals in diesen Tagen war Felicity versucht gewesen, das Schweigen, das ihre Kindheit überschattet hatte, zu brechen. Doch was hätte sie zu ihrer Mutter sagen sollen? Sie fragten, warum sie das Gefühl hatte, dass es zwischen ihnen beiden eine Distanz gab, die sie sich nicht erklären konnte? Eine Distanz, wie es sie zwischen Mutter und Tochter nicht geben sollte? Als Kind hatte sie es hingenommen, weil sie es nicht anders kannte; sie nahm ihre Mutter als Mutter wahr, nicht als Mensch.

Als sie aber erwachsen wurde, hatte sie allmählich begriffen, dass ihr immer etwas gefehlt hatte. Gleichzeitig regte sich auch ein stiller Vorwurf gegen sich selbst in ihr. Warum hatte sie nicht längst versucht, diese unsichtbare Mauer von sich aus zu überwinden? Sie dachte daran, wie Richard ihr beim Abschied vorgehalten hatte, dass sie Angst vor zu tiefen Gefühlen habe und regelrecht davor floh. Sie hatte den Vorwurf für einen Gemeinplatz gehalten, er war ihr zu pauschal erschienen. Jetzt fragte sie sich, ob Richard damit nicht doch Recht hatte.

War sie feige? Machte sie es sich zu einfach und verletzte lieber ihn, statt sich ihren eigenen Unzulänglichkeiten zu stellen? Aber wenn ihr rücksichtsloses Verhalten ein Symptom war, was war dann die Ursache? Und wenn der Schlüssel dazu ihre verstorbene Großmutter war? Erstmals war Felicity der Gedanke gekommen, dass sie drei, Großmutter, Mutter und Enkelin, die gleiche zwanghafte Unrast teilten, Getriebene im Meer des Lebens.

Felicity konnte spüren, dass es ihrer Mutter erging wie ihr, trotzdem zögerten sie beide, den letzten Schritt zu tun. Und so blieben sie die gemeinsam verbrachten Tage in einer seltsamen Stimmung gefangen, steckten irgendwo auf halbem Weg fest, zwischen Abwarten und Erwartung.

Immerhin hatte ihre Mutter eines ihrer Ziele erreicht. Felicity war nicht nach Kabul geflogen. Heute hätte sie dort ihren Dienst antreten müssen. Stattdessen fuhr sie ihren Laptop hoch. Pater Simonés Mail war bereits im Posteingang.

Felicity öffnete das Dokument der Anlage und begann zu lesen.

Brief der Mutter Maria an ihre Tochter Martha

Liebe Martha, meine Tochter,

heute erfuhr ich von meinem Arzt, dass ich Alzheimer in einem frühen Stadium habe. Eine scheußliche Ironie des Schicksals, wie ich finde, denn mein ganzes Leben habe ich alles daran gesetzt, meine Vergangenheit zu vergessen. Das werde ich jetzt, Stück für Stück.

Bevor dies geschieht, will ich nachholen, was ich schon längst hätte tun sollen: Dir die Geschichte unserer Familie zu erzählen. Wer wir sind und woher du stammst.

Wir Menschen sind alle Teil einer gemeinsamen Kette, wir sind miteinander verbunden, weil wir ein Stück des Lebens und der Gedanken von jenen in uns tragen, die vor uns waren. Wenn die Liebe das Herz ist, dann ist die Erinnerung die Seele. Beide sind unsterblich. Doch manchmal geschehen Dinge, schlimme Erlebnisse, die ein Glied aus dieser Kette reißen und Herz und Seele verdunkeln. Mein Glied riss vor langer Zeit.

Ich weiß, als Deine Mutter habe ich versagt, Martha. Zeitlebens blieb ich für Dich eine Fremde, schloss Dich bewusst aus meinem Leben aus und verwehrte Dir, ein Glied in der Kette Deiner Vorfahren zu sein. Ich bitte Dich deshalb nicht um Verzeihung. Das kann man nicht verzeihen.

Aber vielleicht kannst Du mich ein wenig besser verstehen, wenn Du meine, unsere Geschichte, erfahren hast. Vieles habe ich schon früher aufgeschrieben, auf Hebräisch, der Sprache, die mich mein Vater gelehrt hat. Dies zu tun war die Idee Deines Stiefvaters Raffael. Er hoffte, dass ich meine Erlebnisse auf diese Weise besser verarbeiten könnte.

Dein Stiefvater war ein wunderbarer Mann, Martha. Er hat Dir das gegeben, was ich Dir nicht geben konnte. Als ich Raffael in Rom begegnete, war er ein junger Priester, ein Beseelter, dessen Inbrunst im Gebet nur übertroffen wurde durch den Wunsch, Barmherzigkeit und Nächstenliebe in die Welt zu tragen. Er glaubte felsenfest daran, dass Gott mich zu ihm gesandt hätte, um mich zu retten. So wurde ich zum Verhängnis seines Lebens. Raffael gab alles für mich auf – seine Berufung und seine Heimat Italien. Ich habe seine Liebe weder verdient, noch habe ich sie ihm gedankt. Viele Jahre später, kurz vor seinem Tod, sagte er mir, dass er endlich begriffen habe, dass Liebe nicht nur ein Auftrag sei, sondern auch eine Tat.

Seither lässt mich dieser Satz nicht mehr los. Zuerst verstand ich nicht, was er damit gemeint hat. Irgendwann aber wurde mir klar, dass er seine Liebe zu mir als Tat gegen sich selbst empfand. Die Liebe zu mir hat ihn zerstört. Ich habe ihn zerstört. Du denkst, dass ich Dich niemals geliebt habe, nicht wahr? Die Wahrheit ist, dass ich Dich nie lieben wollte. Ich wollte kein Kind. Erst hasste ich meinen Körper, weil er mir das antat, dann hasste ich mich selbst, weil ich es nicht verhindern konnte.

Als Du geboren wurdest und ich Dich zum ersten Mal in meinen Armen hielt, da gab es diesen überwältigenden Moment, in dem ich glaubte, dass alles gut werden könnte. Dieses unfassbare Gefühl der Liebe. Und plötzlich übernahm doch wieder Hass die Regie - nicht gegen Dich, Martha, sondern gegen mich selbst. Weil ich Dich liebte! Es verstörte mich, ich wollte diese Liebe nicht fühlen, ich wollte nie wieder irgendetwas fühlen. Liebe war Vergangenheit, sie sollte nie wieder Teil meines Lebens sein, und deshalb tötete ich die guten Gefühle in mir ab. Der Hass ist der Teufel, und er hielt mich fest in seiner Hand.

Dabei wünsche ich Dir sehnlichst ein glückliches Leben voller Liebe, Martha. Du hast mit Felicity eine wundervolle Tochter. Gib ihr all die Liebe, die ich Dir immer verwehrt habe, und findet gemeinsam Euren Platz im Glied der Kette Eurer Vorfahren. Mit meiner Geschichte, die auch die Deine und Felicitys ist, lege ich Zeugnis ab wider das Vergessen.

Und nun schreibe ich es doch: Verzeih mir, Martha ... Leb wohl ...

Deine Mutter

Teil 2

Vergangenheit

Gustav und Elisabeth

Kapitel 5

Der weiße Rabe

München, 9. November 1923

Elisabeth hatte ein schlechtes Gewissen. Sie war viel zu spät dran. Ihr Gatte würde sich längst Sorgen machen. Zu ihrem Ärger hatte sie bei ihrer Rückkehr aus Dießen zusätzlich feststellen müssen, dass die Straßen Münchens zwischenzeitlich fast vollständig gesperrt worden waren.

Das Dienstmädchen hatte die Tür kaum geöffnet, da eilte ihr Mann ihr bereits im Flur ihrer weitläufigen Wohnung am Prinzregentenplatz mit langen Schritten entgegen, dicht gefolgt von Dackel Felix.

„Servus, Gustav!“, begrüßte sie ihn betont lebhaft. „Verzeih, ich bin spät dran, aber auf den Straßen ist vielleicht etwas los, die Männer spielen wieder Militär. Und was glaubst du, wem ich heute begegnet bin! Diesem Mann, um den alle so ein Spektakel machen. Wie hieß er noch gleich? Hudler?“

Sie kam gerade noch dazu, Ottilie, dem Mädchen, Schirm und Handschuhe zu überlassen, als ihr Mann sie bereits an den Schultern packte und heftig in seine Arme riss. Erschüttert verharrte Elisabeth in seiner Umklammerung. Ihr Mann war ja völlig außer Fassung! So hatte sie ihn noch nie erlebt.

Der angesehene Arzt und die junge, aufstrebende Opernsängerin, gebürtig aus Wien, waren freilich auch erst seit wenigen Monaten verheiratet. Zwischen ihrer ersten Begegnung und der Hochzeit hatte kein Monat gelegen. In den Salons der feinen Gesellschaft hatte es deshalb einiges Gerede gegeben – eine so kurze Verlobungszeit bot reichlich Stoff für Spekulationen. Doch Elisabeth und Gustav war das einerlei gewesen. Nicht einen Tag länger hatten sie aufeinander warten wollen.

Elisabeth war eine temperamentvolle Person, doch haftete ihr auch jene Form der Impulsivität an, die an nervöse Unruhe grenzt. Von einem Hunger angetrieben, von dem sie selbst nicht wusste, wie sie ihn je stillen sollte, war sie mit atemberaubender Geschwindigkeit durchs Leben gejagt und hatte dabei die Substanz des Lebens kaum gestreift - bis zu jenem denkwürdigen Tag, an dem sie Gustav begegnet war und im selben Moment der Faszination seiner ruhigen Persönlichkeit erlag. Behutsam hatte Gustav Elisabeths Lebensstrudel nach und nach das Tempo genommen.

Trotzdem war Elisabeth immer noch Elisabeth. Es gab Eskapaden und Unpünktlichkeiten, doch Gustav begegnete ihnen stets mit jener Nachsicht, die einhergeht mit jungem Eheglück, gepaart mit dem Gleichmut des zwanzig Jahre Älteren.

Aus diesem Wissen um Gustavs Unerschütterlichkeit resultierte Elisabeths Schrecken. Etwas Schlimmes musste geschehen sein! Seine Aufregung konnte nicht allein ihrer verspäteten Heimkehr geschuldet sein. Rasch rekapitulierte sie in Gedanken den Ablauf ihres Ausflugs.

Wie regelmäßig alle zwei Wochen hatte sie sich bei Auto-Sixt in der Seitzstraße einen Mercedes-Benz mit Chauffeur bestellt, um ihrer Mutter, der Witwe Frau Maria Kasegger, einen zweitägigen Besuch abzustatten. Sie bewohnte ein kleines Haus in Dießen am Ammersee. Elisabeth hatte das Haus, das knapp zwei Stunden Autofahrt von München lag, von ihren ersten Gagen für sie erworben. Bis auf ein wenig Rheuma erfreute sich Frau Kasegger bester Gesundheit.

Nach dem Frühstück heute Morgen hatten sie und ihre Mutter einen langen Spaziergang am Ufer des Ammersees unternommen. Nach dem gemeinsamen Mittagessen mit anschließendem Kaffee war Elisabeth dann zur vereinbarten Zeit von ihrem Chauffeur abgeholt worden.

Elisabeth stammte aus einfachen Verhältnissen. Über ihren Vater gab es nicht viel zu berichten, außer, dass er ein Pechvogel bei all seinen Unternehmungen gewesen war.

Es war im Jahre 1910, Elisabeth war gerade zehn Jahre alt, als er seine vom Vater geerbte Schuhmacherwerkstatt samt Wohnhaus in der Theresienstraße an einen windigen Spekulanten verloren hatte. Die Familie war gezwungen gewesen, in ein enges und feuchtes Quartier außerhalb der Stadtmauern Wiens zu ziehen.

Meister Kasegger für seinen Teil gehörte freilich zu jenen Zeitgenossen, die über eine gehörige Portion des ganz besonderen Wiener Charmes verfügten. Man konnte ihm einfach nicht zürnen, und die beiden Damen seines Haushalts liebten ihn über alle Maßen. Meister Kasegger selbst war es nicht mehr beschieden, die Erfolge seiner Tochter mitzuerleben: 1914 war er einer der Ersten gewesen, die sich begeistert den kaiserlichen Truppen angeschlossen hatten, um den feigen Mord am österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand zu rächen. Und er gehörte dann auch zu den Ersten, die ihr Leben für das Vaterland ließen. Wie gesagt, er war ein Pechvogel.

Auf der Rückfahrt von Dießen nach München hatte Elisabeth ein menschliches Bedürfnis überkommen, welches wohl dem wässrigen Kaffee der Mutter geschuldet war. Und so hatte sie überlegt, nochmals umzukehren respektive Ausschau zu halten nach einem anständigen Gasthaus, als ihr eingefallen war, dass ihre Freundin, Helga Putzinger, ein kleines Bauernhaus in Utting besaß. Es lag fast auf dem Weg. Ihres Wissens war Helga in letzter Zeit sehr oft dort. Elisabeth hatte beschlossen, es einfach zu versuchen.

Die beiden jungen Frauen kannten sich erst seit einem halben Jahr, waren sie doch zur gleichen Zeit Schülerinnen der Gesangspädagogin Lilli Lehmann in München gewesen. Helga und Elisabeth, beinahe im gleichen Alter, hatten sich auf der Stelle miteinander angefreundet, gleichwohl sie äußerlich wie auch vom Temperament her kaum unterschiedlicher hätten sein können: Helga war groß und blond, ihr Wesen überlegt und ausgeglichen; Elisabeth hingegen war klein und zart wie ein Sperling, mit schwarz glänzendem Haar und von quirliger Lebendigkeit.

Natürlich lernte Elisabeth bald auch Helgas Ehegatten Bubi kennen. In Bubis Taufschein stand der Name Egon, doch den Bubennamen wurde er sein Lebtag nicht mehr los - obwohl Elisabeth tatsächlich niemals jemanden getroffen hatte, auf den diese Verniedlichung weniger gepasst hätte. Alles an Bubi schien zu groß geraten: Hände, Füße, Nase, Kopf. Dazu war er massig wie ein Stier und recht laut, mit der Tendenz zur Rüpelhaftigkeit. Allerdings spielte er wunderschön und mit Leidenschaft Klavier. Elisabeth, selbst eine vortreffliche Pianistin, fand auf der musikalischen Ebene schnell eine verwandte Seele in Bubi.

Elisabeth und Gustav waren einmal an einem Sonntag beim Ehepaar Putzinger in Utting eingeladen gewesen. Zwar hatte Gustav nicht denselben Zugang zu Bubi gefunden wie seine Frau, doch er musste eingestehen, dass Helgas Mann äußerst belesen und gebildet war. Er entstammte einer alteingesessenen Münchner Familie, die unter anderem einen Kunstverlag ihr Eigen nannte. Das hatte Bubi Putzinger ermöglicht, im Ausland, an der Universität von Harvard, ein Studium zu absolvieren. Nach dem Studium hatte er einige Jahre in New York gelebt und die dortige Kunsthandlung geführt, welche sich im Familienbesitz befand.

Die beiden Herren hatten an jenem Nachmittag bei einer Zigarre am Kamin ein angeregtes Gespräch geführt und dabei auch über den unglücklichen Nichtschwimmer König Ludwig II. konferiert, da Bubi sich mit der Absicht trug, ein Buch über ihn zu schreiben.

Als Elisabeth nun in ihrer Not bei ihrer Freundin in Utting anlangte, war das Glück auf ihrer Seite: Helga war am Tag zuvor mit ihrem kleinen Sohn, Egon junior, und dem Hausmädchen aus München angereist. Voller Freude über das unerwartete Zusammentreffen hatte sie ihre Freundin auf einen echten Bohnenkaffee eingeladen.

Die beiden Damen schickten den Chauffeur in ein nahe gelegenes Gasthaus und verbrachten einen gemütlichen Nachmittag zusammen, der alsbald in den Abend überging.

Bekanntlich wird es im November früh dunkel, doch als die Standuhr im Esszimmer plötzlich sieben Uhr schlug, erschrak Elisabeth. Helgas Hausmädchen wurde eiligst zum Gasthof geschickt, um Elisabeths Fahrer zu benachrichtigen.

Helga war just dabei gewesen, ihre Freundin davon zu überzeugen, dass es klüger sei, wenn Elisabeth über Nacht bei ihr in Utting bliebe, da klopfte es energisch an der Tür.

In der Annahme, es sei Elisabeths Fahrer, öffnete die Dame des Hauses selbst und sah sich unvermittelt einer Gruppe schmutziger Männer gegenüber. Sie schienen erschöpft und blickten nervös um sich.

Wenn Helga sich über den Männerbesuch wunderte, so zeigte sie es nicht, sondern wahrte Contenance.

Später würde Helga Elisabeth erzählen, dass sie sofort gewusst hatte, dass etwas Schreckliches geschehen war, sonst hätte ihr Mann sie tags zuvor nicht ohne Erklärung mit dem kleinen Egon aus München fortgeschickt.

Elisabeth hingegen, die sich nur für wenig interessierte, das sich außerhalb ihrer musikalischen Welt abspielte – schon gar nicht für rauchgeschwängerte Männerangelegenheiten wie Republik, Politik und so weiter (all dies empfand sie als uninspirierend) –, war bar jeglicher Ahnung. Wenn es den Ausdruck *weltfremd* nicht schon gegeben hätte, für Elisabeth hätte er erfunden werden müssen.

Der Anführer der kleinen nervösen Schar war blass, unrasiert und trug einen schmutzigen Trenchcoat. Trotz alledem bat ihn Helga ausgesucht höflich herein. Ein weiterer Mann stellte sich selbst als Dr. Schultz vor. Der Rest der Truppe sagte nichts und verteilte sich wachsam vor der Tür.

Da Elisabeth in Eile war und ihr Chauffeur überdies zur gleichen Zeit mit dem Wagen vorgefahren kam, blieb es bei einer flüchtigen Vorstellung. Elisabeth war freilich aufgefallen, dass der Mann im Trenchcoat an der Schulter verletzt zu sein schien.

Bei seinem Anblick hatte Elisabeth plötzlich ein merkwürdiges Gefühl von Flucht überkommen. Sie hatte sich daher in geradezu unziemlicher Hast von Helga verabschiedet, deren Aufmerksamkeit zu diesem Zeitpunkt jedoch in Gänze den merkwürdigen Besuchern galt.

Ihr Mann Gustav schob sie nun auf Armeslänge von sich und unterbrach Elisabeths Gedankengang. Verständnislos fragte er nach: „Was hast du gerade gesagt, Elisabeth? Wen hast du heute getroffen?“ Dabei führte er sie in den Salon und schloss die Türen.

Da erzählte ihm Elisabeth alles: Dass sie nach ihrem Besuch bei ihrer Mutter noch in Utting bei Helga gewesen war und dort jenen blassen Österreicher getroffen habe, dessen Name ihr entfallen war.

„Mein Gott!“, rief Gustav und wurde noch blasser, fast schüttelte er seine Frau, die er immer noch an den Armen gepackt hielt. „Das war der Hitler! Du hast Adolf Hitler getroffen. Ganz München sucht den Mann! Dieser Verbrecher hat gestern versucht, gegen die Regierung zu putschen. Und jetzt versteckt er sich bei den Putzingers?“

„Ach, darum überall die Straßensperren. Das war ein grässlicher Hindernislauf hierher, Gustav. Darum bin ich auch so spät, wir mussten ...“

„Das ist doch jetzt nicht wichtig, Elisabeth“, unterbrach Gustav seine Frau, was er sonst niemals tat. „Wichtig ist, dass du jetzt da bist und dir nichts passiert ist. Es hat viele Tote gegeben. Ich bin vor Sorge um dich beinahe verrückt geworden. Jetzt brauche ich erst einmal einen Cognac. Dann erzähle ich dir alles.“

Nachdem er sich eingeschenkt und einen Schluck genommen hatte, sagte Gustav eindringlich: „Hör mir zu, Elisabeth. Du darfst niemandem erzählen, dass du den Mann heute gesehen hast, und vor allem nicht, wo. Es ist schlimm genug, dass er Helga und Bubi da mit hineingezogen hat. Ich will mit diesem Mann nichts zu tun haben. Er ist gefährlich.“

Danach berichtete ihr Gustav von den weitreichenden Ereignissen, wie sie sich am Abend zuvor, nämlich am 08. November 1923, in München zugetragen hatten.

Anführer einer aufstrebenden Partei in Bayern hatten vom Münchner Bürgerbräukeller aus einen Putschversuch unternommen. Am nächsten Mittag waren die Putschisten durch die Stadt marschiert

und an der Feldherrnhalle am Odeonsplatz durch regierungstreue Truppen gestoppt worden. Dabei hatte es fast zwei Dutzend Tote gegeben.

Die Revolution war gescheitert, der Anführer und seine Mitstreiter befanden sich auf der Flucht.

Noch immer stand Gustav im Bann der ungeheuerlichen Ereignisse. Ein Putsch, um die bayerische Regierung zu stürzen! Kein Wunder, dass München zur Stunde einem brodelnden Kessel kurz vor dem Überkochen glich; überall in der Stadt wurde fieberhaft nach den flüchtigen Revolutionären gefahndet.

Den an dem vereitelten Putsch ebenfalls beteiligten General Ludendorff, einen verdienstvollen Helden des Ersten Weltkriegs, hatte man bereits im vollen Ornat seiner kaiserlichen Uniform in Gewahrsam genommen.

Um des Rädelsführers habhaft zu werden, setzte der bayerische Ministerpräsident und seit kurzem Generalstaatskommissar, Ritter von Kahr, die volle Wucht der ihm zur Verfügung stehenden Staatsmacht ein. Von Kahr hatte es mehr als nur persönlich genommen, dass der Hitler ihn stundenlang im Bürgerbräukeller festgehalten, gedemütigt und schließlich mit vorgehaltener Pistole dazu gezwungen hatte, sein schriftliches Einverständnis zur Bildung einer neuen Regierung zu geben, die *Deutschland aus Not und Schmach* erretten sollte.

Dabei war der Mann noch nicht einmal Deutscher, sondern Österreicher! *Soll er doch Österreich retten und die Finger von den Deutschen lassen*, hatte Gustav erbost ergänzt.

Kaum, dass Gustav seine Elisabeth über die schockierenden nächtlichen Ereignisse unterrichtet hatte, schlug die Haustürglocke an.

Otilie, das Hausmädchen, öffnete und verkündete sodann, *dass der Herr Doktor zu einer dringenden Geburt gerufen werde*. Sie ergänzte noch wichtig: „Steißlage“. Otilie pflegte einen guten Kontakt zur Hebamme des Bezirks. Sie nahm überhaupt an allem und jedem Anteil, gefragt oder ungefragt, und man konnte sie daher getrost als eine Art inoffizielle Kolumnistin des Viertels bezeichnen.

Nun schlüpfte der Doktor in seinen Mantel, den die beflissene Otilie neben dem Arztkoffer schon für ihn bereithielt. Zuletzt setzte er sich den Hut auf und eilte - nach einem flüchtigen Kuss für die Gattin - davon, um einer werdenden Mutter beizustehen.

Anfangs hatte die Absicht des Doktors, zu heiraten, Otilie schlaflose Nächte beschert. Immerhin herrschte sie seit fast sechs Jahren - seit die Eltern des Doktors kurz hintereinander verschieden waren - allein über ihn. Doch weil alles, was der Doktor tat, in Otilies Augen gut und richtig war, hatte sich ihr innerer Aufruhr bald gelegt.

Zudem war die gnädige Frau von einer solchen Berühmtheit, dass sich dies auf Otilies Ansehen und Stellung innerhalb des Dienstbotenzyklus am Prinzregentenplatz niedergeschlagen hatte.

Außerdem pfuschte die Frau Doktor ihr in keine haushaltlichen Belange hinein. Was wollte man mehr?

Otilie war das Ebenbild stabiler Robustheit, mit gesunder Hautfarbe und einem noch gesünderen Appetit. Sie hatte nur einen Makel: Unerklärlicherweise litt Otilie an einer entsetzlichen Angst vor Gewittern. Sobald es blitzte und donnerte, flüchtete sie sich unverzüglich in den Gewölbekeller und ward nicht mehr gesehen.

Der Doktor hatte einmal scherzhaft angemerkt, dass sie wahrscheinlich zusammen mit Hans - der Hausdiener folgte Otilie treu wie ein Schatten - an der nächsten Arche Noah wirkte. Dieser Ausspruch wurde bald zum geflügelten Wort unter allen Mitgliedern des Haushaltes. Wer immer nach der gerade nicht auffindbaren Otilie fahndete, erhielt die prompte Antwort: „Sie baut an der Arche.“

Wenn sich später jemand aus der Familie an die glücklichen Tage in München zurückbesann - jener Zeit, bevor die Nationalsozialisten an die Macht gelangten -, dann gedachten sie ihrer stets als der „Arche-Noah-Zeit“.

Ordnung und Reinlichkeit bestimmten Otilies Leben. Da die Wohnung dies stets widerspiegelte, sah man ihr die Schrunge gerne nach. Außerdem hatte sie ein großes bayerisches Herz, das seit Langem für den Hausdiener Hans schlug. Otilies Hans war von schlichtem Gemüt und gutem Willen.

Als Elisabeth ihn das erste Mal erblickte, hatte sie spontan ausgerufen: „Ach, du meine Güte, ein fescher Bursche! Er sieht ja aus, als hätten die Götter selbst ihn im Olymp gezeugt!“ Sie hatte recht. Mit seiner riesenhaften Gestalt von beinahe zwei Metern wäre Hans ein idealer Kandidat für die Leibgarde des Alten Fritz und dessen Vater, des Soldatenkönigs selig, gewesen. Im Volksmund erinnerte man sich noch gerne an die Garde der „Langen Kerls“. Denn seit dem Ende der Monarchie, dem verlorenen Krieg und dem darauf folgenden politischen Gerangel der neuen Weimarer Republik gab es nicht wenige Alte, die den glanzvollen Zeiten der legendären Preußenkönige nachtrauerten.

Hans, nicht ahnend, dass er dem Idealbild der von den aufstrebenden Nationalsozialisten propagierten Herrenrasse entsprach, hatte einen älteren Bruder mit Namen Franz. Dieser Franz war eine weit gröbere Ausgabe von Hans. Bereits seit 1921 sang, brüllte und marschierte er - meistens alles gleichzeitig - in der paramilitärischen Sturmabteilung. Kein Wunder also, dass bei derart vielen und gleichzeitig ablaufenden Aktivitäten kein Raum mehr zum Denken blieb. Diese Ansicht vertrat jedenfalls Otilie, die Hans' Bruder Franz zutiefst verabscheute.

Hans selbst verfügte über keinerlei eigene Meinung. Er richtete sich voll und ganz nach den Befindlichkeiten seiner Otilie.

Die Umtriebe von Bruder Franz und dessen blassem Revolutionsanführer verlangten Otilie nicht mehr als ein verächtliches Schnauben ab. „Geh, hör ma doch auf mit dem Gschafthuber und seinem windigen Schnäuzer unter da Nos'n!“, fuhr sie ihren Hans an, als er mal wieder die Lobreden seines Bruders Franz wiederholte. Wenn ein Mann nicht einmal einen anständigen Bart hinbekam, war das für Otilie hinlänglich Beweis für seine Unfähigkeit.

Dieser für Otilies Maßstäbe kaum nennenswerte Temperamentsausbruch ereignete sich, als Hans Otilie gefragt hatte, wie sie dazu stünde, wenn er, dem Wunsch seines älteren Bruders Franz entsprechend, sich ebenfalls der Sturmabteilung anschliesse. Wie immer fügte sich Hans Otilies Wünschen. Damit schien die Angelegenheit für sie beide erledigt. Das dachten sie zumindest.

Die Ehegatten bewohnten zehn Zimmer im letzten und vierten Stockwerk des 1901 erbauten Jugendstilpalais am Rande des Prinzregentenplatzes, das Gustav von seinen Eltern geerbt hatte. Er besaß noch einen Bruder, einen mäßig erfolgreichen Maler, der mit seiner Frau in Nürnberg lebte.

Die Praxisräume des Hausherrn lagen im Parterre. Die drei Bediensteten - neben Otilie waren das die Köchin Bertha und der Hausdiener Hans - hatten ihre eigenen Kammern auf dem Spitzboden unter dem Dach.

Das erste Stockwerk war an immens reiche Amerikaner vermietet, an die sich niemand im Haus mehr richtig erinnern konnte, weil sie schon ewig nicht mehr da gewesen waren, zuletzt zwei Jahre vor dem Großen Krieg, wie Otilie beteuerte. Die Miete und die anteiligen Auslagen wurden jedoch weiterhin regelmäßig auf Gustavs Bankkonto entrichtet.

Der zweite Stock stand ebenfalls seit vielen Monaten leer, und das würde aufgrund der gegenwärtigen Wirtschaftskrise sicherlich noch länger so bleiben. Im dritten residierte ein pensionierter General, der so alt war, dass man ihn bereits 1914 nicht mehr haben wollen. Eine Ungeheuerlichkeit, wie er selbst lautstark vertrat, wenn man das Pech hatte, ihm im Treppenhaus in die Arme zu laufen. Dann konnte man beinahe den Eindruck gewinnen, dass er den Krieg im Alleingang für Kaiser Wilhelms Deutschland entschieden hätte. Tatsächlich war er eine lebende Requisite aus dem 19. Jahrhundert. Zu seinen Erkennungszeichen gehörten - außer, dass er marschierte, als würde er noch immer hinter Trommel und Querpfeife herziehen -, ein Monokel, ein Gehstock, ein Gehrock, ein Zylinder und eine ganze Phalanx an Orden, die stolz an seiner eingefallenen Brust prangten.

Böse Zungen, zu der die von Otilie zweifellos zählte, behaupteten, dass er sie des Nachts auch an seinen Schlafrock heftete. Das Beste aber an dem General war, dass er so gut wie taub war; solcherart Nachbarn waren bei Musikern gern gesehen - ebenso wie abwesende Amerikaner.

Kapitel 6

Es war der Pfarrer, welcher auch gleichzeitig der Chorleiter der bescheidenen Kirche St. Leopold im 2. Wiener Außenbezirk war, der einst die ersten Schicksalsweichen für das zehnjährige Schusterkind Elisabeth gestellt hatte.

Von der ersten Sekunde an war er von ihrer reinen Stimme gefangen genommen gewesen, die seinen kleinen Chor adelte. Nicht lange, und es sprach sich im Viertel herum, dass in der Kirche ein Engel Gottes sang; niemals zuvor hatte St. Leopold mehr Zulauf bekommen. Bald standen die Menschen bis nach draußen an und warteten geduldig, um dem Kind zu lauschen.

So geschah es, dass ein Mitglied der Kirchengemeinde einen Freund auf das Mädchen aufmerksam machte. Dieser Freund war in der Welt der Musik bekannt und von großem Einfluss. Bald lauschte er höchstpersönlich der einmaligen Stimme und prophezeite Elisabeth eine große Karriere. Er arrangierte für sie ein Vorsingen am Mozarteum in Salzburg. Elisabeth fuhr mit ihren Eltern hin und erhielt noch im selben Jahr ein Stipendium.

Der Abschied von ihren Eltern war herzerreißend, aber die Entscheidung richtig. Bereits Anfang 1920, mit gerade einmal zwanzig Jahren, debütierte Elisabeth in Salzburg unter dem Mädchennamen ihrer Mutter, Malpran - der Name Kasegger erschien für die künstlerische Karriere eher ungeeignet -, als Marguerite in Gounods *Faust*.

Erste Berühmtheit erlangte sie in ihrer Rolle als Desdemona in Verdis *Othello* nur ein knappes Jahr später, anlässlich ihres Debüts an der Berliner Staatsoper Unter den Linden. Von dort aus begann sie ihre internationale Karriere, die sie nach Mailand, Paris, Brüssel und Rom führen sollte. Ein neuer Stern am Opernhimmel war aufgegangen.

Kapitel 7

Der Doktor kehrte erst am frühen Morgen zurück, bleich, müde und mit dunklen Bartstoppeln. Es war tatsächlich eine Steißgeburt gewesen, eine Mühsal für jeden Arzt, allerdings nie so sehr wie für die werdende Mutter.

Darum kam das Thema der fehlgeschlagenen Revolution erst am nächsten Tag wieder zur Sprache; der Doktor hatte nach kaum zwei Stunden Schlaf in die Praxis gemusst, während die Dame des Hauses noch ruhte. Nun traf man sich zum gemeinsamen Mittagmahl im Speisesalon.

Zum Missfallen seiner Gattin rührte Gustav dieses kaum an, sondern verschwand sogleich hinter seiner Pflichtlektüre, den *Münchner Neuesten Nachrichten*. Gustavs Freund Fritz Gerlich fungierte seit 1920 als deren Chefredakteur.

Selbstverständlich waren der Putschversuch und die Suche nach dem Flüchtigen der Aufmacher des Tages. Gleich neben dem Leitartikel prangte das blasse Konterfei des Revolutionärs. Das entdeckte Elisabeth aber erst, als ihr Gatte die erste Seite umschlug und somit vollständig hinter der Zeitung abtauchte.

Sie schmollte ein wenig, weil er der Lektüre mehr Aufmerksamkeit als dem Essen widmete, ganz zu schweigen von ihrer entzückenden Präsenz. Sie hatte sich heute besonders für ihn zurechtgemacht und sah geradezu bezaubernd aus, wie Otilie ihr beige verpflichtet hatte, in ihrem maßgeschneiderten blauen Tageskleid, das ihre zarten Konturen perfekt zur Geltung brachte.

Nun, da sie das Bild erkannt hatte, wusste sie, wie sie die ungeteilte Aufmerksamkeit ihres Gatten auf sich lenken konnte.

Mit ihrer melodischen Stimme rief sie über die Zeitung hinweg: „Sieh an, da ist er ja, Gusterl, dort auf dem Titel. Der Mann, den ich gestern Abend bei Helga getroffen habe. Wirklich, ich verstehe einfach nicht, was alle für ein Spektakel um diesen Mann veranstalten. Ich fand ihn absolut fad. Und stell dir vor, nicht einmal rasiert war der! Ein kleiner Mann. Otilie hält auch nichts von ihm. Wirklich, man sollte doch mehr auf die Stimme des Volkes hören. Die haben ein Gespür für so etwas.“

Die erzielte Wirkung war sensationell. Gustav zuckte zusammen, als hätte man ihn angeschossen. Die Zeitung entglitt seinen Fingern. Bei dem Versuch, sie mit einer schwungvollen Handbewegung doch noch zu fassen zu bekommen, stieß er seine fast volle Kaffeetasse vom Tisch.

Felix, der Dackel, der wie immer unter dem Tisch gelauert hatte, sprang jaulend von dannen und roch noch zwei Tage später nach Kaffee. Gustav indes ignorierte sowohl das Malheur als auch den Dackel.

Er starrte Elisabeth über den Tisch hinweg an. „Um Himmels willen, Elisabeth! Du hast doch hoffentlich nicht Otilie verraten, dass du den Mann gestern gesehen hast?“ Mit Entsetzen dachte Gustav an Otilies Zunge, die sich an jeder Nachricht wetzte. Wenn bekannt würde, dass seine Frau den Hitler in persona getroffen hatte – nicht auszudenken, welche Folgen dies hätte in diesen unruhigen Zeiten! Fieberhaft überlegte er, wie viele Leute wussten, dass seine Frau eng mit Helga Putzinger befreundet war. Im Geiste sah Gustav bereits ein Dutzend von Kahrs Gendarmen sein Haus stürmen.

Die besondere Verbindung von Bubi Putzinger zu Adolf Hitler war hinreichend bekannt. Bubi hatte Hitler sogar zum Paten des kleinen Egon gemacht! Gustav wusste, dass Putzinger an die politische Zukunft jenes Mannes glaubte und den österreichischen Ex-Gefreiten mit großem Einsatz förderte. So war es ihm in kurzer Zeit gelungen, Hitler in die Münchner bürgerliche Prominenz einzuführen, die die Politik des ehemaligen Wiener Obdachlosen mit großzügigen Parteispenden und egoistischen Hintergedanken finanzierte. Mehr und mehr füllte Bubi dabei die Rolle des inoffiziellen Pressesprechers Hitlers aus. Er brüstete sich sogar damit, dem Hitler die Idee mit den Fackelmärschen suggeriert zu haben, weil er als Student in Harvard selbst erlebt hatte, wie imposant und effektiv sie in ihrer Wirkung sein konnten.

Und er hatte das Kunststück zuwege gebracht, vorgestern im Bürgerbräukeller, also inmitten des wütenden Putsches, eine spontane Pressekonferenz für die anwesenden ausländischen Berichtersteller, vornehmlich Amerikaner, abzuhalten. Das hatte Gustav am Morgen ein Patient zugetragen, der eine unangenehme nächtliche Begegnung mit einer flüchtenden SA-Rotte gehabt hatte.

Elisabeth, glücklich, die uneingeschränkte Aufmerksamkeit ihres Gatten errungen zu haben, gab zwitschernd noch einmal ihre kurze Begegnung im Haus der Putzingers zum Besten. Dabei konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, das Ganze mit der ihr angeborenen Theatralik auszuschnücken, indem sie das zufällige Zusammentreffen verlängerte, Helgas umsichtiges Handeln betonte und deren besonderen Mut herausstellte: „Also, das eine weißt, Gusterl. Ich hätte mich vor so vielen schmutzigen Männern am Abend garantiert gefürchtet.“ Als sie ihren Bericht beendet hatte und ihrem Gatten mit einem Lächeln signalisierte, wie sehr es sie freute, unvermittelt ins Zentrum eines wichtigen Geschehens geraten zu sein, hatte dieser große Mühe, an sich zu halten. Am liebsten hätte er seine Gattin wie einen Pflaumenbaum geschüttelt. Schließlich waren die Revolutionäre bewaffnet, überaus gefährlich und aufs Schärfste verfolgt. Und darum zu allem fähig. Elisabeth, die berühmte Sopranistin, hätte leicht als ihre Geisel enden können. Solcherlei Bedenken wären Elisabeth jedoch selbst niemals gekommen.

Dies war der Augenblick, in dem Gustav das erste Mal die Befürchtung beschlich, ob er sich in seiner Rolle als Professor Higgins aus Pygmalion nicht ein wenig überschätzt hatte?

Von Anfang an hatte Gustav um die heiteren Schwächen Elisabeths gewusst, die zwar eine schöne Seele besaß, die aber noch einer bedachten Formung bedurfte - einer Aufgabe, zu der er sich berufen gefühlt hatte. Aber Elisabeth war nicht Eliza, das Blumenmädchen.

Gustav stellte sich nun die späte Frage, ob er ein ewiges Kind von dreiundzwanzig Jahren geheiratet hatte. Äußerlich eine wunderschöne junge Frau, innerlich jedoch rührend unschuldig - ein kleines Mädchen, das geliebt und gelobt werden wollte. Er warf seine gesamte Liebe in die Waagschale, um sich jetzt nicht in Adjektiven wie *blauäugig* oder gar *töricht* im Zusammenhang mit dem wahrlich bezaubernden Geschöpf an seiner Seite zu ergehen.

Und wie gewöhnlich, wenn er auch nur andeutungsweise Gefahr lief, eine negative Eigenschaft an seiner zärtlich geliebten Gattin zu entdecken, relativierte er diese auf dem Fuße, indem er selbst eine Entschuldigung für sie fand: Natürlich, Elisabeth hatte fast ihr gesamtes Dasein in der isolierten Welt der Musik verbracht. Sie lebte fern und entrückt von allem, beinahe wie im Inneren einer Schneekugel. Diesen Platz hatte sie sich selbst erwählt, teilte ihn mit den Partituren und Schöpfungen vergangener Meister, deren verlängerter Atem sie im Hier und Jetzt war. Es war die Kunst der Interpretin Elisabeth, die der Musik Leben einhauchte. Der Glanz ihrer Stimme war es, die den Melodien der Komponisten Unsterblichkeit verlieh.

Während Gustav Elisabeths Verhalten zum Erhalt seines Seelenfriedens in schmeichelndes Licht rückte, erinnerte er sich daran, wie Elisabeth für alles, ob für die Belanglosigkeiten des Lebens oder die prägenden Ereignisse, stets einen Bezug zur Musik herstellte.

Versuchte seine junge Gattin zum Beispiel im Restaurant ein neues Gericht, und es schmeckte ihr besonders, konnte es passieren, dass sie vor allen anderen Anwesenden in Begeisterung ausbrach und ohne Scheu rief: „Oh, das zergeht so leicht und fein auf der Zunge, das schmeckt wie Vivaldi!“ Elisabeths Temperament schäumte wie Champagner.

Unvergesslich waren ihm auch ihre Flitterwochen an der Ostsee. Das Wetter rau, der Wind stürmisch, hatten sich die Wolken am Himmel bedrohlich grau über ihnen getürmt. Alle anderen Spaziergänger machten schleunigst kehrt und zogen sich auf einen heißen Tee mit Rum zurück. Doch Elisabeth wollte unbedingt am Meer verweilen, das sie an diesem Tag zum ersten Mal erblickt hatte. Sie riss sich los von Gustav und stürmte der tosenden See entgegen - ein winziger Kontrastpunkt zum gewaltigen Horizont. Blitzschnell hatte sie ihre Knopfstiefel von sich geschleudert, ihr Kleid gerafft und sich dann beinahe selbst kopfüber ins Meer gestürzt, hätte ihr frisch angetrauter Ehegatte sie nicht im letzten Moment daran gehindert.

Mit einer Inbrunst, deren Klang ihm auch heute noch durch Mark und Bein fuhr, hatte sie die Arme ausgebreitet und, ihr nasses kleines Gesicht dem Meer zugewandt, gerufen:

„Das ist es! Ja, genauso muss es gewesen sein. Spürst du es, kannst du es fühlen, Gustav? Die Ouvertüre der jungen Welt, als Gott sie schuf? Das ist *Tristan und Isolde*, das ist Leidenschaft und Liebe, Sturm und Kraft. Das ist das Ungewisse der Gewalten!“

Ihre Knopfstiefeletten segelten derweil neuen Ufern entgegen.

Ganz so ahnungslos und weltfremd, wie es den Eindruck machte, war Elisabeth dann aber doch nicht: Sie hatte eine feinsinnige Künstlerseele, die sich wohl nach der Musik verzehrte und sich fast allem zu entziehen suchte, das nicht ihren inneren Ton traf, aber sie verfügte auch über ein feines Gespür für Menschen.

So hatte Elisabeth für eine Weile eine Konzertpause eingelegt, um alle Annehmlichkeiten und Freiheiten einer verheirateten Frau zu genießen. Jedoch übte sie nach wie vor und mit der strengen Disziplin der studierten Sängerin täglich ihre Stimme und begleitete sich dabei selbst am Klavier.

Gustav, der selbst für seine Arbeit als Mediziner brannte, zeigte von jeher großes Verständnis für all jene, die ihrem Beruf mit Liebe und Inbrunst nachgingen. Daher hatte er auch nicht einen Augenblick gezögert zuzustimmen, als seine Gattin für den Februar 1924 einen Ruf an die Mailänder Scala erhielt, um dort in Verdis *Traviata* die Violetta zu singen. Ihren Alfredo würde der berühmte italienische Startenor Benjamino Gigli geben. Mitte Januar würden die Proben beginnen, und Elisabeth freute sich schon sehr darauf. Die Rolle der Violetta war ihr eine der liebsten.

Dabei verdankte sie ihren für eine Sopranistin sehr frühen Erfolg nicht allein ihrer herausragenden Stimme und ihrer bildschönen, exotischen Erscheinung, sondern vor allem auch ihrer Darstellung. Trotz ihrer Jugend war Elisabeth bereits eine Tragödin von Format, der die Kritiker bezwingende Expressivität bescheinigten.

Aber noch weilte die Künstlerin in München und übte sich in der Partitur der frisch angetrauten Ehegattin, der einzig und allein das Wohlbefinden ihres Mannes am Herzen zu liegen hatte. Nach drei Monaten Ehe hatte sie bereits ein wenig gelernt, in der Miene ihres Gatten zu lesen.

Elisabeth widmete sich dieser für sie neuen Aufgabe in ihrem Leben mit dem gleichen Eifer, mit dem sie sonst eine neue Gesangsrolle studierte. Und so erging sie sich in Überlegungen, ob sie schon nach dem Nachmittagskaffee läuten sollte oder ob ihr Gatte lieber noch ein wenig seine medizinischen Schriften konsultierte? War er in der Stimmung für einen Spaziergang oder gar aufgeräumt genug für einen abendlichen Besuch in dem neuen Lichtspielhaus, welches Elisabeths besondere Leidenschaft war. Gerade war *Der böse Geist Lumpaci Vagabundus* mit Hans Albers angelaufen, den sie unbedingt sehen wollte.

Natürlich waren dies keine weltbewegenden Themen, dienten sie doch einem beschaulichen Leben, das sich vornehmlich auf männliche Befindlichkeiten beschränkte. Aber mit ihren Bemühungen bewies Elisabeth, dass sie durchaus verstanden hatte, dass ihr Leben keine immerwährende Aufführung darstellte, in der am Schluss der Vorhang fiel und man Ovationen und Blumensträuße erntete.

So war es Elisabeths fester Wille, die ersten zaghaften Schritte aus dem Schatten zu wagen, den die Musik auf sie warf, und ihrem Gustav in ihrer Gedankenwelt einen ebenbürtigen Stellenwert einzuräumen.

Bevor Elisabeth ihrem Gustav begegnet war - eine Kollegin hatte ihn ihr wegen einer nicht abklingen wollenden Erkältung empfohlen -, hatte sie mit Männern wenig im Sinn gehabt und auch keinerlei Bedürfnisse in dieser Richtung verspürt. All ihr Denken und ihre Zeit widmete sie der Musik; Begabung war zwar eine Voraussetzung, aber Können musste man sich hart erarbeiten.

Und es gab einen weiteren Grund für ihre Zurückhaltung: Sie hatte von ihrer Mutter gelernt, dass man einen Menschen über alle Maßen lieben und trotzdem die meiste Zeit über sehr traurig und unglücklich sein konnte.

Elisabeth aber wollte sich nicht sorgen, sie wünschte sich ein glückliches und umjubeltes Leben. Sie wollte sich lebendig fühlen, singen, tanzen, spielen und in ferne Länder reisen. Sie war jung.

Und dann kam Gustav. Dieser wunderbare, große dunkle Mann, der unentwegt beeindruckende Dinge tat oder sagte und der schönere und sensiblere Hände besaß als alle Pianisten dieser Welt. Gustav hatte in ihr jene unbekannte, berauschte Melodie entzündet, die von nun an jeden Tag in ihrer Seele erklang.

Gustav hatte indessen sowohl die Zeitung als auch die verlorene Sprache zurückerobert – nur leider nicht seine gewohnte Gemütsruhe. Er hielt Elisabeth nun einen ernsthaften Vortrag, dessen Quintessenz nur allzu rasch im Kopf seiner Gattin verblasste. Da er aber sehr viele Worte wie *gefährlich, sich vorsehen, nicht mehr allein ausfahren* et cetera beinhaltete, verstand Elisabeth dessen praktische Auswirkung sehr wohl. Es bedeutete, dass Gustav im Begriff stand, ihre persönliche Freiheit einzuschränken!

Das gefiel Elisabeth gar nicht, hatte sie doch ihren neuen Habitus als verheiratete Frau und die damit einhergehenden Eigenständigkeiten schätzen gelernt.

Als junge, unmündige Stipendiatin war sie im Mozarteum stets an der kurzen Leine gehalten worden. Bei ihren ersten Karriereschritten hatte ihr das Kollegium einen Beobachter zur Seite gestellt, den der Stiftungsrat dazu auserkoren hatte, all ihre Bewegungen zu überwachen. Der Mann war ihr tatsächlich auf Schritt und Tritt gefolgt. Dies war ihr sehr lästig gewesen, zudem er in seinem schäbigen Anzug einen recht unangenehmen Geruch verbreitet und Elisabeth deshalb ständig einen großen Vorrat an Parfüm mit sich herumgetragen hatte. Immerhin hatte man nach ihren ersten Erfolgen weitere Finanzmittel aufgebracht, die es erlaubten, dass ihre Mutter Maria, die lediglich eine kleine Kriegerwitwenrente bezog, sie fortan als Anstandsdame begleiten durfte.

Für ihre gottesfürchtige Mutter war die aufregende und hektische Welt der Oper, in die sie durch ihre Tochter geraten war, kaum je fassbar geworden. In langem Rock und mit wollenem Schultertuch wartete sie wie das Versatzstück einer vergessenen Aufführung hinter den Kulissen. Ungläubig betrachtete sie die vielen Menschen, die grell geschminkt und oft nur leicht bekleidet zwischen den einzelnen Akten achtlos an ihr vorüberhasteten. Aber sie äußerte nie ein Wort des Tadels, bewunderte ihre Tochter und genoss das stille Glück, mit ihr vereint zu sein.

Wenn es also um ihre persönlichen Freiheiten ging, so reagierte Elisabeth durchaus empfindlich. Es fehlte wahrlich nicht viel, und der erste Streit hätte das junge Eheglück getrübt.

Aber wie die Musik war auch Spontaneität eine Gottesgabe. Elisabeth war eine Meisterin in dieser Disziplin. Einem jähen Impuls folgend, sprang sie auf, lief um den Tisch herum zu ihrem Gatten und legte ihm beide Arme um den Hals. Ihren schmalen Kopf fest an seine Wange gedrückt, gurrte sie: „Ach, mein Liebster, lass uns nicht länger über diese schrecklichen Dinge sprechen. *Wiederholungen machen die Dinge nur beim Üben besser*, sagt mein Impresario immer. Ich kann schließlich nichts dafür, dass dieser Hudler zu der Helga wollte. Schau, ich versprech dir ganz fest, dass ich nie mehr ohne das lange Hanserl als Begleitung ausgehen werde. Alles gut?“ Gustav atmte den süßen Duft ihrer Haut, notierte im Geiste zerstreut, dass sie den richtigen Namen des Mannes schon wieder vergessen hatte, und streckte die Waffen.

Ein anschließender Kuss auf die Wange ihres Gatten glättete die Wogen gänzlich, trotzdem sah sich Gustav bemüßigt nachzusetzen: „Es ist gut, Elisabeth. Aber vergiss nicht, dass du mir versprochen hast, niemandem ein Wort darüber zu verraten, dass du gestern in dem Haus in Utting gewesen bist. Und schon gar kein Wort zu Otilie. Ich spreche mit Helga. Sie wird verstehen, dass ich solcherlei in diesen unruhigen Zeiten für gefährlich halte. Vor allem solange dieser Hitler auf der Flucht ist. Gut, dass dich Helga unter meinem Namen vorgestellt hat.“

Dann fiel ihm noch etwas ein: „Dieser Chauffeur, hat er etwas bemerkt?“

Wo andere in eine Denkerpose verfielen, zog Elisabeth nur ihre entzückende Nase kraus. „Ich denke nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass der Wagen erst in den Hof gefahren kam, als die Herren schon im Flur standen. Da hat er, wenn überhaupt, bestenfalls den Hinterkopf gesehen. Um ihn brauchst du dir keine Gedanken zu machen, mein Gusterl. Soll ich dir jetzt etwas auf dem Pianoforte vorspielen?“

Nur einen Tag später, am 11. November, stürmte Otilie in die Küche. Bertha stand am Herd, Hans saß am Tisch und reparierte den lockeren Griff einer Pfanne.

„Jessas!“, verkündete Otilie ihre triumphalen Neuigkeiten, die sie vom Wochenmarkt mitgebracht hatte. „Jetzt hams´n g´schnappt, den feinen Herrn Hitler. Bei den Putzingers hat er sich versteckt, in Utting draußen. Im Schlafanzug und Frotteemantel vom Hausherrn ham´s en ab´geführt. Des hätt´ ich gern g´sehn, wo der Herr Putzinger doch mindestens einen halben Meter höher und breiter is als des halbe G´stell. Ein Wachtmeister aus Utting war´s, zamm mit dreißig Polizisten aus München. Ich weiß gar net, wozu es für den Heini so viele Polizisten brauchen dat.“ Otilie verpasste ihrem Hans eine liebevolle Kopfnuss und ergänzte: „Jetzt ko sich dein Bruder Franz aber warm anziehen. Hoffentlich sperrn´s die beiden Depp´n in dieselbe Zelln, dann können´s zamm marschieren und singen.“

Die Politik im Allgemeinen und der Hitler im Besonderen rückten dann sehr schnell in den Hintergrund. Wenige Tage später stellte sich heraus, dass Elisabeth ein Kind erwartete, und das, obwohl der Doktor eigentlich wusste, wie man aufpasst.

Die Eheleute hatten bei ihrer Hochzeit das Thema Kinder mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Offenheit besprochen - denn der Doktor wusste um die Ängste und Nöte einer Gebärenden und kannte die Komplikationen einer Geburt.

Man konnte die Ansichten des Doktors daher getrost als modern bezeichnen, wenn er die Meinung vertrat, dass eine Mutter die Anzahl ihrer Kinder selbst bestimmen sollte und ebenso den Zeitpunkt, wann sie sich selbst für diese Verantwortung bereit fühlte.

Das Paar hatte daher den durchaus vorhandenen Kinderwunsch bewusst auf einen späteren Zeitpunkt gelegt. Aber manchmal entwickeln sich die Dinge ja bekanntlich anders als geplant.

Damit hatten sich Mailand, *La Traviata* und die Violetta vorerst erledigt.

Teil 3

Deborah

Kapitel 8

Die Arche Noah

Juni 1924

Gustav und Elisabeth waren sich von Anfang an darin einig, ein Wunderkind gezeugt zu haben, und die Namen waren schnell verhandelt: Wenn es ein Mädchen wäre, würden sie es Deborah nennen, nach Gustavs verstorbener Mutter.

Sollte ihnen ein Junge beschieden sein, würde er Wolfgang heißen, nach Amadeus Mozart, Elisabeths großem Idol.

Die Geburt der kleinen Deborah im Juni 1924 erfolgte an einem sonnigen Tag im Zodiakus der Zwillinge, dem Sternzeichen, dem man nachsagte, dass besonders viele Künstler unter ihm geboren waren. Der Glückstern strahlte in der Tat für die neue Erdenbürgerin: Ihr künftiges Zuhause war glücklich und von Musik erfüllt, mit Eltern, die sich und ihr Kind leidenschaftlich liebten, und mit allen bürgerlichen Annehmlichkeiten.

Wenn Gustav das Wunder der kleinen Deborah in ihrer Wiege betrachtete, erblickte er in ihr das Versprechen auf eine bessere Zukunft. Gleichzeitig rückte ihm dann auch die vergangene und die gegenwärtige Zeit sehr nahe ins Bewusstsein, eine Zeit, in der viele Menschen Hunger litten und in der die Angst vor einer ungewissen Zukunft vorherrschte.

Kaum sechs Jahre war es her, dass Deutschland den verlustreichsten Krieg der Menschheitsgeschichte verloren hatte. Er war selbst im Krieg gewesen und hatte das Elend und die Sinnlosigkeit als Arzt an vorderster Front miterlebt.

Weitaus mehr Sorgen bereitete ihm jedoch die danach einsetzende, katastrophale Entwicklung, die sein Heimatland endgültig an den Rand des Abgrunds rückte: Die Novemberrevolution und der Sturz des Wilhelminischen Kaiserreichs, besiegelt mit dem Versailler Friedensvertrag von 1919. Der Diktatfrieden verlangte horrenden Reparationszahlungen an die Siegermächte und ging mit schweren sozialen Unruhen einher, die einen Bürgerkrieg ausgelöst hatten und schließlich in die Weimarer Republik gemündet waren - einer Republik mit über dreißig verschiedenen Parteien, die sich gegenseitig auf den Füßen herumtraten, sich behinderten, miteinander stritten.